Mus. Th.
2238

Mus theor.
2238

Mattheson.

90.e

Die neueste Untersuchung der Singspiele,

nebst beygefügter musikalischen

Geschmacksprobe,

liefert hiemit

Aristoxenus,

der jüngere.

Die Noten machen den Text lebendig.

LVTH.

Hamburg,
verlegts Christian Herold.
1744.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Sr. Excellenz,
dem
Hochwürdigen, Hoch- und
Wohlgebohrnen Herrn,
Herrn
Benedict von Alefelt,
Rittern des Ordens vom
Dannebrog,
Ihro Königl. Majest. zu Dännemark,
Norwegen &c.
bestalltem Geheimen Rath,
auch
Landrath
in den Herzogthümern Schleswig,
Holstein &c.
Prälaten und Probsten
des adelichen Klosters Utersen &c.
Herrn auf Jersbeck &c.

Hochwürdiger,

Hoch- und Wohlgebohrner,

Hochbetrauter Herr Geheimer Rath,

Vorzüglich Höchstgeehrtester Herr!

Hier finden Ew. Excell. keine Zueignungsschrift nach der gewöhnlichen Weise. Zum Lobredner bin ich gar nicht aufgelegt; und der raget doch sonst aus allen Dedicationen hervor.

Ew.

Ew. Excell. kennen meine Aufrichtigkeit von Kindesbeinen an, zu meiner sonderbaren Ehre. Diese seltene Eigenschaft wird mit Recht denjenigen Künsten entgegen gesetzet, unter welchen die niederträchtige Schmeicheley oben anstehet. Die Menschen sind aufrichtig gemacht; aber sie suchen viele Künste, das ist, unnütze und schädliche Kunstgriffe.

Der bekannte Tattler sollte fast jedermann abschrecken mit den Worten: Daß die Zueignungsschriften und Lobreden fast immer lächerlich sind, man richte sie auch an wen man wolle. Doch mögen diese beyden Dinge, Zueignungsschriften und Lobreden, welche sonst einem Paar gespannter Pferde gleichen, wohl einmal von einander getrennet werden: und in solchem Falle hätte es mit dem ersten Stücke allein, wegen des Auslachens, eben so große Gefahr nicht.

Hierauf nun wage ich es denn, Hochwürdiger, Hochwohlgebohrner Herr, und widme hiemit, als ein bloßer Herausgeber, bey dem die alte Treue noch herrschet, Ew. Excell. zum dauerhaften Zeichen meiner über ein halbes Jahrhundert geprüfeten, ungeschminkt befundenen Ergebenheit, Aufmerksamkeit und Hochachtung, diese kleine aristoxenische

Schriften. Und warum denn eben diese? Darum, weil Ew. Excell. ein solcher Gönner und Kenner der Singspiele sind, Dessen kluger Beurtheilung ich nicht nur alles dahin gehörige gern und willig unterwerfe; sondern mir dieselbe ausdrücklich wünsche: Denn man kann sein unparteyisches Gemüth nie besser entdecken, als durch vernünftiges Critisiren über solche, die uns am meisten Ehre erweisen. Darum denn auch müssen es diese, und keine andre Schriften seyn, weil, wenn ich die deutsche Wahrheit sagen darf, Ew. Excell. überhaupt ein erfahrner Kunstrichter sowohl in der Musik, als in andern edlen, absonderlich in theatralischen Wissenschaften, sind, und, nächst Dero höhern Staats- und Regierungsgeschäften, auch diese schätzbaren Theile galanter Gelehrsamkeit von Jugend auf thätlich getrieben haben.

Einen Beweis, der seines gleichen nicht findet, gibt hievon die neulich von Ew. Excell. mit so vieler Einsicht, als Mühe und Kosten angestellte bewundernswerthe Sammlung der seit 65 Jahren in Hamburg aufgeführten und gedruckten Singspiele, welche sich auf mehr, als drittehalb hundert Bücher erstrecken, und eine desto grössere Seltenheit darlegen, je emsiger sich schon längst verschiedene geschickte Personen eines solchen vollständigen Wer-

kes zwar unterfangen, dasselbe aber bey weitem nicht vollendet haben.

Doch halt! bald sollte ich hier unvermuthet das Ansehen eines Rühmers gewinnen, welches nicht nur die Bescheidenheit Ew. Excell., sondern auch mein eigenes Unvermögen, mir zum voraus verboten hat. So schwer fällt es gleichwohl, ja, es ist fast unverantwortlich, an etwas Lobwürdiges, mit gänzlicher Gleichgültigkeit, zu gedenken.

Damit nun aber alle Gelegenheit einer Ausschweifung vermieden werde, will ich es blosserdings nur aufs Bitten legen, und zwar erstlich: Daß Ew. Excell. meine hierunter nicht ohne Erlaubniß genommene Freyheit bestens auslegen; fürs andere, daß Sie mir die alte, höchstgeschätzte und zuverläßige Gewogenheit fernerhin gnädigst gönnen; und endlich, daß, wenn etwa über ein und anders wiedrige Meynungen entstehen sollten, Ew. Excell. uns Dero gründlichen Ausspruch nicht versagen mögen; ob mir derselbe gleich entgegen laufen könnte.

Ich submittire demnach hiemit, Namens meines Principalen: und wer das vor gehegtem Gerichte thut, der entsaget zugleich allen fernern Einwendungen. Das soll auch redlich gehalten werden.

Also

Also wäre denn eigentlich hier mehr eine Bitt- als Zueignungsschrift, deren beyder günstigsten Gewährung und gütigsten Aufnahme sich dennoch zuversichtlich getrösten darf

Hochwürdiger,

Hochwohlgebohrner,

Hochbetrauter Herr Geheimer Rath,

Ew. Excell.

Hamburg,
auf Ostern, 1744.

ganz gehorsamster Diener

J. Mattheson,

Secr. de Legat. actuel de S. A. Imp. le Gr. D. de Russie etc.

Von Singspielen.

I.

§. 1. Am Ende des abgewichenen 1743sten Jahres kam eine geschickte Bande welscher Operisten hier in Hamburg an; nicht anders, als wäre sie vom Himmel herunter gefallen. Besagte Virtuosen verweilten zwar nicht lange; erhielten aber, und verdienten auch, großen Beyfall vom höhesten bis zum niedrigsten Kenner solcher nützlichen Belustigungen. In Praag, wohin sie sich von hier begaben, hat es ihnen, dem Vernehmen nach, nicht so glücken wollen.

§. 2. Sothaner Zufall nun reizte mich ganz ungemein an, dasjenige, was ich ehemals von den Singspielen zu Papier gebracht, und einem gewissen, hochberühmten Mann in Leipzig zur Einschaltung aufgetragen hatte, der unvermutheten Zögerung halber, wiederzufordern; aufs neue zu übersehen; etwas zu vermehren; und in gegenwärtige Ordnung zu bringen. Alles aus bloßer Liebe zur Erbauung und Wahrheit; ohne die geringste eigennützige Absicht, Parteylichkeit, oder Tadelsucht: vielweniger ein Kind auf der Gassen zu beleidigen. Wozu dients?

§. 3. Die im 25sten Stücke der critischen Beyträge rc. S. 8. befindliche sogenannte Gedanken über ein Paar Artikel des sechsten Bandes rc. erstreckten sich daselbst nur auf einen, nehmlich, auf den achten Artikel. Hier wird nun der zehnte vorgenommen, und es werden also endlich ein Paar daraus gemacht: welches lange genug gewähret hat.

§. 4. Schon den 13 Jul. 1743. wurde diese Kleinigkeit, um in besagten Beyträgen Platz zu finden, auf Begehren abgesandt. Weil es aber vieleicht der sauren waren, ist das Manuscript, nachdem es am erwehnten Orte, unter allerhand Vorwand, wohin hauptsächlich die hitzigen, schweizerischen Zänkereyen gehören, über fünf Monat gelegen, nach zweymaligem schriftlichen Anhalten, am 22 Dec. erst wieder zu Hause gekommen; und zwar vidimirt: doch sonst mit nichts anders begleitet, als mit einer schimpflich gemeynten Aufschrift des Packets, davon weiter unten.

§. 5. Es wurden jedoch nur drey Ausdrücke, die im Manuscript ein wenig treuherzig lauten mögten, durch das kräftige Vidit gemildert: man hat es auch, als etwas geschliffenes, einigermaßen gelten lassen. Ein andrer Kunstrichter aber, gleichfalls ein Stern ersterer Größe am gelehrten Firmamente, ging mit seinem Videtur etwas weiter, in folgenden Worten: : : : "Wahr ists, daß ich "mich von Herzen gefreuet über alles, was insonderheit von der 19 Seite, wo der 5. wieder die

"Un-

"Unwahrscheinlichkeit anhebet, bis zu Ende, mit
"solcher aufgeweckten Bündigkeit, abgehandelt wor=
"den, daß ich nicht sehe, was die Verfechter der
"von Sr. Maj. dem Naturalismo pedantico,
"wider die Singspiele gesprochenen Sentenz wei=
"ter mit raison beginnen wollen, und was die
"Herren Muratorizantes an diese Nüsse für Zäh=
"ne wagen werden. Vivat vindex M - - - s!„

§. 6. Ehestens erfolget, geliebts Gott, das noth=
wendige Bedenken über einige Stellen der **musika=
lischen Bibliothek**, samt einer Untersuchung der
Augenorgel, auch vieleicht ein gewisses ernstlich=
scherzendes Trezespiel, betreffend 13 artige, in
mehrerwehnten Beyträgen befindliche, hochcritische
Anmerkungen: welche Sachen alle auf recht gutem
Wege sind. Es mangelt nur noch an der Mun=
dirung und an einem dazu bequemen Zeitläpchen.
So viel zum Vorbericht. Nun zum Werke!

II.

§. 7. **Muratori** hat im fünften Hauptstücke
des dritten Buchs seiner vollkommenen italieni=
schen Poesie die Opern zum Vorwurfe erwehlet,
und dasselbe Capitel ist in berührten Beyträgen,
St. 23. No. 10. S. 485, aus dem Welschen ver=
deutschet, anzutreffen. Wäre nun, der Aufschrift
des Werkes gemäß, die Abhandlung bey der blos=
sen Dichterey geblieben, so stünde disseits nichts
dabey zu erinnern; weil aber der Leisten weit über=
schritten worden, und man sich, auf eine sowohl

irrige, als anzügliche und schädliche Art, in musikalische Dinge überhaupt und besonders gemischet hat, so wollten wir, da es nicht ohne Absicht ins Deutsche gebracht worden, unsern Landsleuten gerne gesundere Gedanken von der Sache einflößen, und nehmen also, ohne uns um die Welschen viel zu bekümmern, die Uebersetzung, fürs erste, auf guten Glauben an: wenden gleichwohl dagegen folgendes, mit gehöriger Bescheidenheit, ein.

§. 8. Der berühmte Herr Verfasser Muratori, und sein gelehrter Freund, der Abt Justus Fontanini, geben uns zu verstehen: "Daß die Musik "in den alten griechischen Trauerspielen, wenn diese "gleich, samt den Lustspielen, vormahls gänzlich "gesungen worden wären, dennoch von der heuti"gen Opernmusik alzuweit unterschieden, ganz ma"jestätisch, lehrreich, und weiß nicht wie herrlich "beschaffen, mithin der unsrigen ganz unähnlich "gewesen sey." So lautet aufs kürzeste der erste Antrag, seinem wesentlichen Inhalt nach.

§. 9. Dabey kömmt mir denn gleich anfangs, wenn von der eigentlichen musikalischen Setzkunst die Rede seyn soll, das Wort lehrreich sehr anstößig, fremd und ungeschickt vor. Allgemeine Morallehren müssen allerdings durch persönliche Vorstellungen sinnlich und begreiflich gemacht werden; sonst gelten sie in einem Schauspiele wenig oder nichts. Langweilige Tugendsprüche sind auf der Bühne nirgend anders nutz zu, als nur den Vortrag matt, und die Zuhörer verdrieslich zu machen. Es beziehet sich auch das lehrreiche Wesen

sen diesenfalls nur auf den Inhalt der Verse; nicht aber auf die musikalischen Klänge. Wer hat jemahls lehrreiche Töne, in eigentlichem Verstande, gehöret? Lehrreiche Unterredungen, man singe, oder sage sie auf dem Theater, sind allemahl fähiger, die Leute zum Gähnen zu bringen, als eine angenehme Gemüthsbewegung in ihnen zu erwecken. Die vortreflichsten, tröstlichsten Aussprüche der Sittenlehrer pflegt man zwar in Schriften mit hervorragenden Buchstaben zu drucken; ob man sie auch fracturmäßig ausspreche, stelle dahin; aber wenns die Melodie hierin nachmachen soll, wird es Künste kosten. Ich will so viel sagen: Man kann mit blossen Instrumenten z.E. eine Großmuth, eine Liebe, einen Eifer ꝛc. gar wohl vorstellen; allein, wie ich ohne Worte, mit gespielten Klängen, diesen Spruch geben soll: **Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker**, so, daß jedermann aus meiner lehrreichen Instrumentalmusik verstehen könne, was ich haben will, solches scheinet sehr rätzelmäßig. Doch genug hievon!

§. 10. Sollen wir aber unsern angeführten Lehrern Beyfall geben, so müssen sie uns vorher ihren sogenannten allzuweiten Unterschied nicht mit leeren Worten, oder mit einem pythagorischen: **Er hats gesagt**; sondern wenigstens mit singbaren Zeichen, wo nicht mit klingenden Exempeln, von den thespißischen Zeiten her, deutlich darthun: weil es Dinge sind, die nicht sowohl das Auge und der Verstand allein, als vornehmlich das mu-

sikalische Ohr, in der ersten Instanz, zu beurtheilen fähig und befugt ist.

§. 11. Thespis, der Tragödienschreiber von Icaria, aus Attica, lebte etwa 600 und mehr Jahr vor Christi Geburt; doch waren gewißlich sehr lange Zeit vor ihm schon dramatische und satyrische Dichter in der Welt, unter andern auch Pratinas, der beynahe hundert Jahr älter ist, als Thespis.* Es hatte nehmlich Bacchus den Icarius, einen Lacedämonischen Prinzen und Vater der bekannten Penelope, gelehret, Weinberge anzulegen. Nun setzte sich aber einsmahls ein Bock zum Gärtner, von welchem wir noch Sprüchwortsweise reden: den kriegte man zu fassen; schlachtete ihn, dem Bachus zu Ehren; machte sich so wohl mit Singen, als Tanzen, recht lustig dabey; und wiederholte solches Bocksfest alle Jahr.

§. 12. Bald fingen die Dichter an, ordentliche Bockslieder zu schreiben: woraus denn mit der Zeit das immer verbesserte, dramatische Wesen entstanden ist. Denn, da erstlich von Thespis nur ein einziger Acteur zwischen den Chören, vom Aeschylus zween derselben, und endlich vom Sophokles ihrer drey eingeführet worden; so ist nach und nach deren Anzahl stets gewachsen.

§. 13. Weil nun alles vom Singen hergekommen, und ohne Musik niemahls hat bestellet werden können; so mögten wir gerne aus diesen Zeiten ein lehrreiches, musikalisches Notenstückchen sehen,

* *L. Des Prez*, in Horat. passim.

hen, um uns darnach zu richten. So lange aber solches nicht geschiehet, wie es denn, bey der unüberwindlichen Ungewißheit eines solchen hohen Alterthums, das bis auf Daniels Zeiten hinreicht, wohl unmöglich geschehen kann; so lange hält auch keiner von den scharfsinnigsten Gründen unsrer Unterschiedmacher den Stich.

§. 14. Man kann inzwischen heutiges Tages so majestätisch und rührend setzen, als nur immer zu wünschen stehet, und, wo der muratorische Beweis auf ewig fehlen muß, da liegt der unsre täglich, so singend, als klingend, vor aller Welt Augen. Die Gegner geben dieses letztere selber zu, mit folgenden Worten: "Jedermann weiß, und "empfindet es, was für Bewegungen in ihm "gewirket werden, wenn man starke Künst"ler in der Musik auf dem Schauplatze hö"ret." Ist das nicht ein guter, unwiedersprechlicher Grundsatz, der die Kraft zu bewegen fast demonstrativisch, bey heutiger Musik, beweiset?

§. 15. Ob nun wohl vorgegeben wird, daß solche Bewegungen nur die Wollust zum Zweck haben; so ist es darum nicht gleich wahr: indem diese starke Künstler auch zu andern und edlern Wirkungen das Vermögen besitzen; wenn sie es nur dazu recht anwenden wollten. Was für lehrreiche und majestätische Begriffe aber können wir uns doch von dem ungezweifelt wollüstigen Zweck der oberwehnten, uralten Bockslieder machen, daß dieselbe bessere Bewegungen, als unsre itzige gescheute Compositiones, sollten gewirket haben?

§. 16. Hiernächst ist es auch ganz unbillig, wenn man das sogenannte weibische und weichliche Wesen einiger welschen Sänger und Sängerinnen mit der melodischen Setzkunst selbst vermischen will. Es ist diese singende Zärtlichkeit sehr oft so beschaffen, daß wir sie viel leichter verwerfen, als nachahmen können; wenn wir gleich das letztere, in gewissen, nöthigen, erbaulichen Fällen, wo eine vorzustellende Entkräftung Stat findet, noch so gerne thun wollten und sollten. Leute, die vom Unterschiede so viel Wesens machen, müssen wahrhaftig besser, als so, zu unterscheiden wissen.

§. 17. Etlicher, ja, der meisten Zuhörer verwehnter Geschmack stehet hauptsächlich bey dieser Sache dem guten Fortgange im Wege: wie solches Muratori selbst nicht undeutlich zu vernehmen gibt, wenn er auf der 491 Seite vom übeln Geschmack der Zeiten, der bald dieses, bald jenes Gute nicht leiden will; ingleichen auf der 494 Seite abermal, und endlich auf der 510 zum dritten mal davon redet, und sich, schier ohne Hofnung der Besserung, vergeblich darüber beschweret. Eben hiedurch nun wird die Musik im Grunde verdorben: weit mehr von den Zuhörern, als von den Componisten oder Sängern, deren vornehmste und vernünftigste in ihrem Herzen oft viel bessere Absichten führen, als sie öffentlich ins Werk stellen dürfen. Wenn sie wieder den Strom schwümmen, würde man sie auslachen. Diesem tyrannischherrschenden Geschmack zu gefallen müssen bisweilen auch kluge Leute die Augen zuschliessen,

und

und viel ungereimtes Wesen gut seyn lassen. Das ist eins!

§. 18. Es sollte mir ein leichtes seyn, zur Behauptung des Vorhergehenden, den grösseften Wiederspruch zwischen Notenwerken und Unterweisungsschriften unsrer berühmtesten, gescheutesten, gelehrtesten und allerneuesten Tonkünstler an den Tag zu bringen; wenns hie der Ort wäre. Ich rede von solchen, die nicht nur starke Partituren, sondern auch wichtige Lehrsätze schreiben, und selbige zum Druck befördern. Ihre Worte sind alsdenn lehrreicher, als ihre Melodien. In der angehängten Abhandlung vom Geschmack sollen hievon besondere Proben gegeben werden: und, wer da weiß, was in diesen Tagen geschehen ist, der versteht mich schon.

§. 19. Eine unumstößliche Wahrheit ist es jedoch, mit welcher unser **Muratori** seine Opernabhandlung schliesset. Ich wollte, daß seine Sätze alle so ächt wären, als dieser, den ich vom Ende herholen, und, wegen der Gemeinschaft, so er mit der anfangs aufgeworfenen Frage vom Geschmack hat, hier nothwendig einschalten muß. So lautet er: "Bey dem allen herrschen diese Opern; sie "herrschen; und das Volk läuft zusammen, sie "zu sehen: entweder wegen der prächtigen Aufzü-"ge; oder aus Gewohnheit; oder weil das Ding "großen Herren selbst gefällt; oder künstliche Mu-"sikanten zu hören; oder wegen anderer, geheimer "und nicht allzuehrbarer Vortheile. Wenn sich "die Zeiten, oder der Geschmack nicht ändern, wird

"die Welt diese Spiele, mit einem so niederträchti-"gen, als ungerechten Beyfall, beständig verehren." Etwas weniges hievon ausgenommen, ist es doch wirklich das Ende vom Liede. Diese Welt will und muß betrogen seyn. Es ist zwar die älteste und wahreste; aber auch dabey wirklich die unnützlichste Klage wieder den Geschmack. Sie hilft nichts: was soll sie denn? Zur Lust wollen wir sie bald auch anstellen.

III.

§. 20. Muratori fährt indessen fort, und sagt weiter oben: "Die Sache sey von großer Wich-"tigkeit, nehmlich, daß die theatralische Musik "unsrer Zeiten so weichlich und weibisch gewor-"den, indem sie die Gemüther mehr verdirbt, als "reiniget oder verbessert; wie die alte Musik ge-"than hat." Wir leugnen die Wichtigkeit der Sache keinesweges: sie ist groß, man muß es gestehen. Je wichtiger sie aber ist, je mehr sollten vernünftige Leute sich dergleichen unzeitig weichlicher, wollüstig und weibisch eingerichteter Melodien entschlagen; wenn man sie nur kennte. Daran liegts. Exempel her! damit das Ding eben so deutlich werde, als es wichtig ist.

§. 21. Erhabne Geister werden von selbst alle Niederträchtigkeit vermeiden, so bald ihnen nur gezeiget wird, was in der Tonführung eigentlich niederträchtig weichlich und weibisch heissen könne? Tugendgesetzte Gemüther würden allen Zunder schäd-

lichee

licher Neigungen oder unehrbarer Vortheile verachten, und jedem für gefährlich angegebenen Wohlklange nicht lüstern nachrennen; wüßten sie nur, worin derselbe bestünde? Vieleicht entdecken wir etwas davon am Ende dieser Untersuchung und im Anhange.

§. 22. Daß aber die Ausarbeitung eines Gesanges mit mehrern Mittelstimmen, worauf sich Muratori, unter andern Ursachen, wegen der Weichlichkeit beruft, im Ernst zum weibischvermeynten Wesen in der Setzkunst Anlaß geben sollte, ist unmöglich zu begreifen. Der Grund des Wiederspruchs verhindert es. Er setzet auch von ferne ein vieleicht dabey; doch, das will die Sache nicht heben. Wer so urtheilet, der zeiget gar zu deutlich an, daß er vieleicht ganz unerfahren in einer Wissenschaft sey, darüber er doch auf das nachdenklichste klügeln will. Die Vollstimmigkeit ist ja von Natur und bekanntermaßen vielmehr ein kräftiges Mittel zur Vorstellung der Majestät, des Erhabenen, der Ernsthaftigkeit, des reichen, männlichen, starken Wesens, der edlen Regungen und Gemüthsbewegungen im Singen und Spielen; kurz, sie ist, ohne allen Zweifel, ein unentbehrliches Werkzeug zur höhesten Wohlredenheit: wie sollte sie denn eine unzeitige Weichlichkeit verursachen?

§. 23. Ach! ihr guten Herren Italiener, ihr dürft euch nur gar nicht bange seyn lassen, daß eure gemeine Operncomponisten sich an einer viel-

stim-

stimmigen Ausarbeitung jemals vergreifen werden. Dieser Leute Kopf ist viel zu leer und galant zu mehrern Mittelstimmen. Am künstlichen Contrapunct, den ihr im Munde führet, ist auch nicht die geringste Weichlichkeit zu finden; er selber ist fast überall nicht mehr zu finden; an ihm liegt das weibische Wesen gar nicht; er ist schier allenthalben zum bömischen Dorfe geworden. Mit diesen Dörfern aber hat es eine Zeit her schlechter ausgesehen, als jemals.

§. 24. Von guten vernünftigen Meistern in der Setzkunst, die ihre Musik mit dem Affect, der in den Worten steckt, geschickt zu vereinigen wissen, ob sie gleich der Mode etwas nachgeben müssen, kann demnach kein weibisches Wesen, als nur daselbst, wo es etwa, wegen eines weibischen Affects, nöthig ist, herrühren; sondern, wenn irgendwo dieses Wesen, dem Vorgeben nach, beständig und ohne Unterschied so befunden wird, entstehet solches, nächst obiger Hauptursache, fürs andere, von einigen verwehnten, lüsternen Singspielern, welche, durch ihre stets erzwungene, angenommene Mattigkeit in Führung der Stimme, und durch die gar zu oft am unrechten Orte angebrachte, ohnmächtige und eckelhafte Zärtlichkeit vermeynter Zierrathen, auch den allerlehrreichesten und männlichsten Vorträgen die gehörige Stärke muthwillig benehmen. So wars im alten Griechenlande; so gings im alten Rom; und so erlebt mans noch in Deutsch- und Welschland, ja, allent-

halben

halben. Das ist alsdenn die zwote Ursache des musikalischen Verderbens.

IV.

§. 25. Daraus nehme ich bisher noch immer mehr Aehnlichkeit, als Unterschied, zwischen den Zeiten ab; ob mir gleich des Galiläi und Doni Schriften ziemlich bekannt, aber in vielen Stücken so vorgekommen sind, daß sie mich noch nicht verführet haben, auf meinen alten Tagen, in die von ihnen gepriesene, alte Musik sonderlich verliebt zu werden: denn ich kann mir nimmermehr die Rechnung machen, ob sollte diejenige Tonkunst, welche Plato zu seiner Zeit schon mit solchem Eifer getadelt, und als eine höchstgefährliche Sache für die guten Sitten der Bürger ausgegeben hat, die Gemüther im geringsten gereiniget oder verbessert haben. Es wiederspricht sich ja alles mit einander ganz und gar. Und ob man gleich sagen wollte, daß es vor Plato besser darum gestanden; so fehlet es doch am Beweise: und die Sache hat ein solches Alter, daß Galiläi und Doni viel zu jung dabey aussehen. Wie weit sollen wir denn noch zurücke gehen?

§. 26. "Die Dithyramben, Nomen, Chöre, Ge-
"sänge und andere dergleichen Arten der Gedichte,
"welche ehemals auf den Schauplätzen gesungen
"wurden, bekamen eine Melodie, die derjenigen
"ähnlich war, welche heute zu Tage auf dem

"Theatro

"Theatro herrschet." So lauten die muratorischen Worte. Was ist denn hie für eine Ungleichheit? Wo soll man sie suchen? Beym Apollo, oder beym Jubal? Denn in den Fabelbüchern stehen diese für einen Mann, und dem ersten werden die Nomen beygeleget, die Terpander 3000 Jahr hernach erst in Ordnung gebracht haben soll. Das ist ein entsetzlicher Zeitsprung für die armen Nomen!

§. 27. Ich mag mich in dieser Chronologie nicht vertiefen; und will lieber beym Plato bleiben, der wenigstens über 2000 Jahr todt, und für mich alt genug ist, eine Vergleichung anzustellen. Es war demnach bey seinem Leben das eingeklagte weibische Wesen der Sänger leider! schon da. In den ciceronianischen Jahren gings noch ärger zu, und wurde hernach je länger, je schlimmer. Livius Andronicus, der die erste Comödie, als Poet, in Rom hat spielen lassen, mag etwa 100 Jahr älter seyn, als Cicero, welcher sowohl ihn, als den Nävius rühmt; dessen Stachelschriften gleichwohl die Landesverweisung nach sich gezogen haben. Man findet zwar nirgends, daß diese Dichter auch an der Musik ihrer theatralischen Werke Theil gehabt; allein es ist billig zu vermuthen: und in solchem Fall liefe das ciceronianische Lob wider den platonischen Tadel, dessen göttlich vermeynter Eifer schon einige 100 Jahr vorher gegen die musikalische Weichlichkeit mit Macht ausgebrochen war. Was soll man nun daraus anders machen, als: c'est tout comme ici?

§. 28. Wenn

§. 28. Wenn wir indessen, wie es recht und billig ist, einmal für allemal, nächst dem Lobe Gottes, die ordentliche und tugendhafte Bewegung der Gemüther zum Zweck der Tonkunst machen wollen, sollen und müssen; so gehören doch auch wahrhaftig Mitleid, Weichherzigkeit, Sanftmuth, Wehmuth ꝛc. eben sowohl in die Zahl der löblichen Affecten, die man entweder erregen, oder dämpfen soll, als etwa die Herzhaftigkeit, der Heldenmuth und das männliche Wesen, worauf die Leute so schrecklich dringen und pochen, als ob die Seligkeit daran hinge. Jedes zu seiner Zeit!

§. 29. Wir haben z. E. hier in Hamburg vor ein Paar Jahren verschiedene mal erlebet, daß eine Cuzzoni im Concert einer Kaysern die Thränen aus den Augen gesungen. Diese Begebenheit kömmt mir, wegen der Art Leute, merkwürdiger vor, als daß Augustin heftig geweinet, wenn er beym Virgil vom Tode der Dido gelesen hat. Er war von Natur sehr zähreenreich, und hatte es vielleicht von seiner Mutter geerbet. Man nannte ihn auch den Thränensohn.

§. 30. Ich sehe also wohl nicht, daß jemand deswegen zu tadeln sey, wenn er gleich seiner Zuhörer Gemüther, durch Vorstellung und nachdrückliche Besingung der Eitelkeit und Nichtigkeit dieses Lebens, gänzlich erweichte und rechtschaffen niederschlüge; dafern er sie hernach nur eben so rechtschaffen wieder aufzurichten und zu ermannen wüßte. Was soll denn das schimpfliche Beywort weibisch? Es wird ja dadurch die schönste Hälfte des menschlichen

lichen Geschlechts verächtlich gemacht; und zwar zu einer Zeit, da solche vortrefliche Weiber in der Welt den Scepter führen.

§. 31. Was Quintilian und Plutarch an dem gar zu üppigen Singwesen der Schaubühne ehemals getadelt haben, das tadeln alle vernünftige Leute noch bis diese Stunde daran. Und da haben wir wiederum eine große Gleichheit zwischen der heutigen und alten dramatischen Musik; welche Aehnlichkeit also nur vergeblich bestritten, und, ohne den geringsten bündigen Beweis, recht vorsetzlich geleugnet wird: blos zur Verkleinerung der iztlebenden Künstler. Darauf nur ist es, sowohl ursprünglich, als copeylich, allem Vermuthen nach, angesehen. Und eben deswegen muß das Alterthum hoch erhaben werden; es mag ihm lieb oder leid seyn. Plato muß her: der, der soll uns lehren, ganz andere Opern machen; was gilts! Da ist denn die dritte wahre Ursache des Verfalls, nemlich, die Geringschätzung.

§. 32. Zum unleugbaren Beweise aber der groben Verächtlichkeit, womit die Musik und ihre Beflissene, wieder allen Wohlstand, itziger Zeit begegnet werden, will ich indessen nur, bey dieser Gelegenheit fragen: Was davon zu halten, wenn jemand etwa auf folgende Gedanken geriethe?
"Harre, willst du mir mein Liedlein nicht singen,
"so will ich dich einen Musicien in der Aufschrift
"des nächsten Packets nennen, und demselben
"gar keinen Brief beylegen. Das sollst du dafür
"haben!

§. 33. So

§. 33. So gedacht, so gethan. Und zwar in der handgreiflichen Meynung, demienigen, welchem man vorhin schuldigstermaßen seinen öffentlichen Staatscaracter; hernach, bey der zwoten Zuschrift, lieber gar keinen beygeleget hatte, zum drittenmal durch das Wort Musicien richtig zu beschimpfen: da man sichs doch für eine Ehre hält, unter andern Prädicaten, eben dieses mit Recht und Ruhm zu führen.

§. 34. Zwar pflegen bescheidene Leute auch einen bloßen, fürstlichen Capellmeister oder Cantor nicht gerne so schlecht weg auf der Post Musicien, oder einen Musikanten, zu tituliren, ja, ein Lehrer auf hoher Schule würde große Augen machen, wenn man an ihn schriebe: A Mr. G-d, fameux Grammairien; ob es schon leichter ist, zehn Doctores, als einen Grammaticum, zu machen. Aber dafern dergleichen nicht aus unedler Absicht einer vorsetzlichen Beleidigung geschähe, was wäre es mehr, als die größesten Generale, bey anderer Gelegenheit, brave Soldaten zu nennen? Wiewohl noch dahin stehet, mit welchen Blicken eine Briefsaufschrift angesehen werden würde, wo es z. E. hiesse: A Mr. de B-klau, Soldat autrichien; und wenn auch zehnmal bien renommé dabey stünde.

§. 35. Eine andere Bewandniß hatte es zu den glückseligen Zeiten des großen Weltweisen, meines Uhrahnherrn, Aristoxenus des ältern, welcher, Vortreflichkeit halber, nur der Musikant hieß, so wie Virgil der Poet: denn damals galt

ein Philosoph ohne Musik weniger, als ein Pfenning ohne Gepräge; und zwar mit solchem Recht und Fug, das unwandelbar seyn und bleiben muß, so lange unser vernünftiger Gottesdienst und die stärkeste Gemüthserquickung in aller Welt, ja, wie Luther * schreibt, des Heiligen Geistes eigenes Amtswerkzeug durch keine ausschweifende Vernunft- und Meskünste, Pietisterey oder Schwärmerey ** ganz und gar zu Trümmern gehen und ausgerottet werden sollen. So viel hievon!

§. 36. Ich bezeuge hoch und theuer, daß ich es, für meine Person, niemals ahnden würde, wenn mich gleich jemand einen Tigellier oder Bälgentreter hiesse; nur bloß der unschätzbaren Musik halber verdrießt es mich, daß sie den Spöttern, die nichts davon verstehen, so herhalten muß. Sie schelten auf die Künstler, und meynen die Kunst; werden es aber nimmermehr gestehen wollen, noch dürfen. Indessen hegen wir alle schuldige Ehrerbietigkeit für unsere Verächter, und wünschen von Herzen, daß sie in diesem Stücke bald anders Sinnes werden mögen: wie solches vernünftiger Weise von ihnen zu hoffen stehet.

V.

§. 37. Betreffend ferner die Anwendung der Musik und ihren Gebrauch, zur Verehrung der Gottheit, bey dem Lobe derselben, und zur Erhebung

* In Encom. Mus.

** Wer die Musicam verachtet, wie denn alle Schwärmer thun ꝛc. id. T. VIII. Altenb. p. 411 sqq.

bung löblicher Heldenthaten, so ist solches von je her auf dramatische Art geschehen. Man kann sich unmöglich einen andern, als theatralischen Begriff, von dergleichen Aufzügen und Umgängen machen, davon die ältesten Schriften sattsam zeugen. Alle Tempel waren im Grunde Schaubühnen, und sinds gewissermaßen noch. Wenn der musikalische Patriot disfalls keinen Glauben findet, so rufe man den Palingen, den Spectator, den Calvör 2c. mit zu Hülfe, alsdenn wird die Wahrheit bald in die Augen fallen.

§. 38. Wunder ist es demnach, daß gelehrte Leute sich unterstehen, in ihren Schriften zu behaupten: Ob hätten die ältesten Griechen von der theatralischen Musik nichts gewußt. Denn daß lange vor Thespis Zeiten, wenigstens vor 2600 Jahren, schon dramatische Spiele gewesen, (wie sie denn auch gewesen sind) das ist sowohl aus dem Plato selbst, als aus andern, zu erweisen, und oben schon aus den Anmerkungen des Des Prez über den Horaz angezeiget worden. Wüßten wir eigentlich, zu welchen Zeiten Aenicus, Alcäus, Amepsias und andere uralte Schauspielschreiber gelebt hätten, so würde bald noch ein größeres Alterthum diesenfalls herauskommen.

§. 39. Von den Comödien weiß man indessen gewiß, daß Susarion von Megara deren bereits fast 600 Jahr vor Christi Geburt, ungefehr um des Thespis Zeiten, in Athen geschrieben hat. Und aus dem Cicero ist abzunehmen, daß die erste Periode dieser Lustspiele, von ihrem Ursprunge an, das

ist, vom Jeremia und dem Untergange des jüdischen Reiches anzurechnen, etwa ein Paar hundert Jahr gewähret hat, ehe sie, auf Alcibiades Gebot, vom Philippides und andern verbessert, oder verschlimmert; und endlich abermal noch ein Paar hundert Jahr hernach, zu den Zeiten des großen Alexanders, durch dessen Tyranney, fast um alle Hechelfreyheit gebracht worden. Daraus denn die Benennungen der alten, mittlern und neuen Comödie entstanden sind.

§. 40. Hätten auch die Griechen, und zwar die ältesten, von denen wir Nachricht finden, diese dramatische Musik gar nicht gehabt, noch etwas von ihr gewußt, wie wäre es möglich, ohne klaren Widerspruch, zu sagen, daß sie von ihren Nachkommen verdorben worden? Was man nicht empfangen hat, oder wovon man nichts weiß, das kann man ja unmöglich verderben. So viel endlich stehet leicht zu vermuthen, daß man in Griechenland, etwa zur Zeit der Regierung des Königes Aegialeus von Sicyon, als dem ältesten griechischen Reiche, von solchen ausgearbeiteten Kunststücken in den Singspielen oder Tempelmusiken noch nicht gewußt hat, als man bey den Nachkommen wahrnimmt; doch ist merkwürdig, daß ein Epigenes, aus besagtem Sicyon bürtig, von einigen Geschichtschreibern für einen ältern Tragödienschreiber, als Thespis, ausgegeben wird. Bentley widerspricht es zwar; aber vom Pratinas, der es dem Aeschines in der Action zuvorthun wollte, bleibt es doch gewiß.

§. 41

§. 41. Wir stimmen sonst gerne mit dem Athenäus und andern darin überein, daß die Künste, und mit ihnen die Wollüste, von je her immer mehr und mehr zugenommen haben. Dieser Athenäus aber hat sich wol deswegen nicht gegrämet: denn er war sonst, wo ich ihn anders kenne, keiner von den besten Zuchtmeistern, und wird mit der lüsternen Beschreibung seiner Abendfressereyen wenig Majestätisches und Lehrreiches in die liebe Musik hineingebracht haben.* Aber was sollen wir denn nun endlich aus allen diesen ungewissen, rauhen, ältesten Zeiten Gutes lernen und herholen? Nichts anders, als was heutiges Tages nur zur bloßen Curiosität dienen kann. Z. E. daß die allerältesten Comödien zu den Zuschauern hingefahren; wie itzo die Zuschauer nach den Comödien hinfahren, und dergleichen Seltenheiten mehr.

§. 42. Wenn uns aber doch (damit ich die frommen Wünsche verdopple) der preiswürdige **Muratori**, oder sein werther **Fontanini**, nur ein kleines, kleines Beyspiel in den annoch vorhandenen alypischen Noten mitgetheilet hätte, wo nicht nur daraus zu ersehen, wie die theure, platonische, weise, männliche, lehrreiche, heldenmäßige, muthige, ehrwürdige und majestätische Melodien, als **Melodien**, in den Inseln der Heiden eigentlich ausgesehen haben; doch wenigstens, um dadurch zu erfahren, wie gegentheils die leichtfertige, verführe-

* Lächerlich ist es, daß ein gewisser, sonst nicht unebener Verfasser diesen Athenäus zum Zeugen christerbaulicher Hochzeitmusiken anführet.

rische, weibische, wollüstige, weichliche und zärtliche Musik voriger und itziger Zeiten beschaffen sey, und worin denn das große Unwesen dieser letztern bestehe? so wären wir einigermaßen zufrieden, und könnten musikalisch fechten. Ist aber das erste schwer, oder unmöglich ins Werk zu stellen; so wird ja doch das andere, zumal, was den heutigen Mißbrauch betrift, desto leichter und möglicher, durch Schwarz auf Weiß, vorstellig gemacht werden können.

§. 43. Weil nun die muratorischen Sätze keinen zureichenden Grund haben, und nicht so beschaffen sind, daß man aus der Erfahrung kein Exempel darwieder aufbringen könnte, so fordre ich den Beweis derselben mit allem Rechte. Weder chromatische, halbchromatische, noch sehr geschwinde Noten wollen es hier ausmachen: denn die nach dem Tongeschlechte eigentlich so genannte, chromatischen Gänge und verkleinerte Klangstuffen verursachen immer bey den Zuhörern mehr Ernsthaftigkeit und Betrübniß, als Leichtfertigkeit; weil diese durch diatonische und erweiterte Intervalle viel besser erreget wird: und darin, nämlich im Chromatischen, waren die Alten Meister. Was hergegen die Geschwindigkeit der Klänge betrift, so erwecken dieselbe, natürlicher Weise, Hurtigtigkeit, Eifer, Begierde und Herzhaftigkeit; nichts weibisches, weichliches, wollüstiges und zärtliches: denn das muß alles fein appetitlich und langsam zugehen.

§. 44. Halbchromatische Sätze sind solche Un-

dinge,

dinge, deren sich ein gelehrter Mann billig schä-
men sollte. Halbchromatische Sätze stehen gar nicht in meinem Zettel; wol aber in der Uebersetzung der muratorischen Schrift. Wir haben zwar ein Ding in unsrer Singfibel, das Semicroma heisset, und eine Note, auch Pause, bedeutet, die ein Sechszehntel gilt; aber chromatische Sätze sind bey den Componisten ganz andre Sachen, als geschwänzte Noten. Seht! so leicht verrathen sich die guten Leute, wenn sie von einer Materie schreiben wollen, die weit über ihren Dunstkreis gehet. Doch! was beschuldige ich sie? Sie haben diese Dinge ohne Zweifel lange gewußt, und nur wieder vergessen: das wiederfährt dem Besten. Zum Exempel!

§. 45. Es lebte unlängst noch zu Cremona ein weitberühmter deutscher Geigenmacher, Namens Steiner, dessen Bruder, von gleicher Profession, zu Inspruck wohnete, und durch deren, vornehmlich des erstern Kunst die so genannten Steinergeigen für die allerbesten gehalten, folglich zu sehr hohem Preise angekauft wurden. Neulich brachte man dieser Violinen, und zwar von Inspruckker Arbeit, verschiedene hieher nach Hamburg, und ließ durch die gedruckten Zeitungen kund machen, daß sie auf dem Hamburger Berge zu bekommen wären. Es muste aber der Anzeiger vermeynen, daß sothane Geigen nicht von Holz, wie andre, sondern wirklich von Stein gemacht worden: kündigte sie dahero, als steinerne Violinen, mit vieler Verwunderung an; und man that sich sogar,

etliche Tage hernach, in einer besondern Anmerkung, recht was zu gute darauf, vermahnete die Herrn Musikanten, sothane zerbrechliche Instrumente ja behutsam zu handhaben, und so weiter. Noch eins!

§. 46. Ein wolbekannter Schriftsteller sollte die Worte übersetzen: There will be a Fair next Week at N. N. und siehe, sie geriethen ihm folgender Gestalt: **Künftige Woche wird es zu N. N. recht schönes Wetter seyn.** Mich deucht, solche Herren schickten sich sehr übel zu Apothekern. Doch, wie wirds? Diese Dinge sollten mich bald auf Abwege führen. Die Wahrheit zu sagen: mit den halbchromatischen Sätzen hat es eben so gar viel nicht zu bedeuten; aber sie sind doch, nach ihrer Art, ergötzlich, so wol, als die steinerne Violinen und das schöne Wetter.

§. 47. Bey den weibermäßigen Stimmen der armen verschnittenen Sänger mögte man noch vielleicht etwas wider das männliche Wesen einzuwenden finden; ob sie aber, wie gesagt wird, das **Volk verführen**, solches ist eine unerhörte Beschuldigung, von der man hiesiger Orten noch nichts weiß. Wer es so dürre lieset, wie es **Muratori** schreibt, der sollte meynen, daß die elenden Castraten einen Aufruhr erregen würden, und zwar mit weibermäßigen Stimmen. So viel ist gewiß, daß man diese verstümmelte Menschen, ohne das geringste von ihnen zu befürchten, bey den höhesten Potentaten am allermeisten sucht, sie am allerliebsten höret, auch am allertheuresten bezahlt, und

daß

daß man bisher, disseits der Alpen, noch von keiner Gefahr das geringste vernommen, darin die Zuhörer etwa ihrentwegen schweben sollten, so, daß sie von der Opernbühne irgend eine unziemliche und weibische Zärtlichkeit nach Hause brächten. Das weibt sich und weibt sich immer fort! Man sollte denken, Muratori wäre kein Mensch vom Weibe gebohren, daß er immer auf die armen Weiber so stichelt. Fragt den engländischen und preußischen Hof darum, ob jemahls aus diesen Stimmen, in ihren volkreichen Städten, ein Schade erwachsen sey? Sie wissen es am besten, und sind im völligen Besitze mehrerwehnter Stimmen.

§. 48. Man sage uns hiernächst auch auf Glauben: was denn die ehemalige Römerinnen für strenge Vorschriften der Sittenlehre aus den Schauspielen des Plautus und Terenz mit zu Hause gebracht haben? Da ja diese beyde, als ihre beste dramatische Poeten, der unvernünftigen, doch ziemlich natürlichen, Regel immerdar folgten, daß sie in allen ihren Stücken liederliche Huren s. v. unumgänglich vorstellen musten. Man lobt sie noch bis auf den heutigen Tag deswegen: weil sie es den Griechen, absonderlich aber dem Menander, so glücklich hierin nachgemacht haben. Schöne, herrliche Alterthümer! trefliche, lehrreiche Dinge, davon man gleichwohl in guten Opern nichts antrift; obwohl in ärgerlichen Intermetzen, die gar nicht dazu gehören, rechte Hermaphroditen, Misgeburthen und aller Schauspiele Scheusal sind.

§. 49. Der gut M. will was haben, und weiß

wahrlich selbst nicht, was es seyn soll. Viele tadeln dasjenige gemeiniglich am meisten, was sie am wenigsten verstehen; ihr Beyfall wird nicht durch den innern Grund der Sache, sondern durch den Einfluß ihres Willens bestimmet: welches eine gemeine Krankheit ist, woran schier die ganze Studierwelt danieder liegt. Man ziehet die verhassesten Folgen aus seinen eigenen Vorbildungen, und legt wohl gar eine in den Versen versteckte Geilheit der unschuldigen Melodie zur Last.

§. 50. Wie kann nun einer das Uebel heben, dessen Ursachen und Zugänge ihm unbekannt sind, und dessen Eigenschaften er selbst unter einander vermenget, verkehret und verwirret? Hat er gleich in einigen Stücken, vielleicht zufälliger Weise, eben kein großes Unrecht, so fehlt er doch in den meisten gröblich, und ist ganz unfähig, der Sache ihr Recht zu thun. Wer aber Rath gibt, muß auch Hülfe leisten. Sonst heißt es nichts.

§. 51. Ich nehme mir die Freyheit zu sagen, daß man sich noch bis diesen Tag auf diejenige Kunst leget, davon Plutarch und andere schreiben, nämlich, durch Gesang und Klang die Gemüthsneigungen der Menschen zu erregen, zu mässigen und zu dämpfen. Diese Kunst hat auch gewislich ihre Wirkung; aber nicht von allen, noch bey allen. Einer bewegt stark; der andere wenig; der dritte gar nicht. Viele werden gerührt; die meisten aber lassen es immer zu einem Ohre hinein, zum andern heraus gehen, wie sie es mit den Kanzelreden machen. Alles nach Beschaffenheit

der Seelenkräfte, Temperamente und Umstände. Man darf darum nicht das ganze Wesen über einen Leisten schlagen.

§. 52. M. sagt, daß die Arien dem, der sie höret, ein übermäßiges Vergnügen erwecken. Wo ich jemals was unbestimmtes gelesen habe, so ist es wohl dieser Ausspruch. Arien können darnach eingerichtet seyn, daß sie ein Vergnügen erwecken: vortrefliche Arien thun es freylich; aber nicht bey jedem, der sie höret, vielweniger in einer Uebermaaße; und wenn man auch noch zehnmal so aufmerksam wäre. Dieses übermäßige Vergnügen, so hier den Arien zugeschrieben wird, leidet weiter unten von eben dem Verfasser einen solchen übermäßigen Abschlag, daß man bald nicht weiß, woran man ist; wie wir hernach sehen werden.

§. 53. "Daß eine theatralische Musik die "Oratorien vergiften sollte," wie M. mit der höhesten Unbilligkeit vorgibt; ist umgekehrt. Ungeistliche Dichter und seichte Notenklecker vergiften vielmehr die Musik, sowohl auf dem Schauplatze, als beym Gottesdienste. Da habt ihr die vierte wahre Ursache des musikalischen Verderbens, absonderlich in den Kirchen. Wenn die Materie erbaulich und wohl ausgearbeitet ist, theilet ihr die oratorische Form mehr Arzeney, als Gift mit. Es müßte einer sehr spinnenmäßig geartet seyn, wer aus der bloßen äusserlichen Gestalt eines heilsamen Vortrages Gift saugen wollte. Zudem ist die oratorische Einrichtung gewöhnlicher Weise nichts

anders,

anders, als eine zufällige Unterredung verschiedener Personen,* welche von je her gebilliget und nützlich befunden worden.

§. 54. Mir ist nicht unbewußt, wasmaßen der Name Oratorium mehr vom Beten, als vom Unterreden herkomme; aber ich bin auch dabey ganz gewiß versichert, daß dasjenige, was in der Setzkunst, auf einer geläuterten Schaubühne, beweglich ist, in einem Oratorio, bey gleichmäßigen Leidenschaften, beweglich zu seyn eben so wenig aufhören kann, als eine Violin, die man auf dem Chor gebraucht, dadurch vergiftet wird, daß sie, zu gewisser Zeit, im Orchester dienet. Unser alte sel. Gerstenbüttel, ein gelehrter, ehemaliger Cantor in Hamburg und strenger Mann, setzte zwar eine Zeitlang das Opernwesen, welches ihm sonderlich verhaßt war, und den Gottesdienst, als Christum und Belial, einander entgegen; wenn er aber zuletzt geglaubet hätte, daß in der rechtschaffenen theatralischen Musik nichts wäre, welches geheiliget werden könnte, oder, wenn er beständig das muratorische vermeynte Eindringen einer weibischen Weichlichkeit in die Kirchenmusik befürchtet hätte: so würde er weder Operisten auf seinem Chor geduldet, noch in seinen alten Tagen sich die Mühe gegeben haben, ganze Opernpartituren mit eigener

* *Oratorio* est une espece d'Opera spirituel, ou un tissu de *Dialogues*, de Recits, de Duos, de Trios, de Ritournelles, de grands Choeurs etc. dont le sujet est pris de l'écriture. *Broßard*, dans son Dictionaire de Musique, Walther im musikalischen Lexico. Mattheson im vollkommenen Capellmeister p. 220.

eigener Hand abzuschreiben, davon ein vertrauter Freund selber noch eine besitzet. Die Ursache war, er fand es unumgänglich nöthig, die theatralische Setzart gewissermaßen in die Kirche zu bringen. Besagter gründliche Mann war schon ein siebzigjähriger, ehe er in diesem Stücke, obzwar etwas zu spät, auf den rechten Weg kam. Wir wünschen, daß die itzigen muratorisch Gesinnte, zu ihrem eignen Vortheil, nicht so lange warten mögen!

§. 55. Von Mäßigung des ausschweifenden Wesens in Kirchenmusiken überhaupt wäre zwar freylich etwas zu erinnern; aber man darf, des unreinen Bades halber, das fleischerne Kind nicht wegwerfen, und ein hölzernes dafür in die Wiege legen. Wir sind in der Kirche eben sowohl Menschen, als anderswo, und werden auch daselbst, bloß durch menschliche Vorstellungen und sinnliche Begriffe, gerühret. Wer ohne dieselbe Solo in den Himmel zu steigen vermeynet, der mag sich eine metaphysische Leiter anschaffen.

§. 56. Göttliche und löbliche Sachen können und müssen nicht aller Lebhaftigkeit und Anmuth, alles Wohlgefallens und natürlichen Wesens, nicht aller vernünftigen Wollust beraubet werden. Das Vergnügen der Ohren ist ein grosses Ding, grösser, als mancher Wohlhörender meynet; es verdient unsre Hochschätzung mit allem Ernst, Recht und Fleiß; wenn wir es, als ein Hauptmittel, gebrauchen, die Herzen zu gewinnen, und als eine Thür, in die Seele selbst hineinzudringen: wie es denn, so viel annoch bekannt, auch das einzige Mittel in

Glau-

Glaubenssachen ist, nach der göttlichen Wahrheit, daß der Glaube aus dem Gehör kömmt, und zwar aus dem Gehör durchgehends, nicht insbesondre, oder der gemeinen Sage nach, aus der sogenannten Predigt allein. Die eifrigsten Hirten der Kirche, davon M. schreibet, werden solches nicht leugnen können, wenn sie dem Grundtexte sein Recht thun wollen.

§. 57. Wir hoffen zwar, auch in diesem Stücke des erwehnten Ausschweifes, gerne mit auf klügere und bescheidenere Zeiten; aber nicht darauf, daß das erlaubte und nothwendige Vergnügen der Ohren sich in eine Beleidigung derselben verwandeln soll. Es müssen also weder die lasciviores, noch die asperiores Modi (platonische Rätzel, die M. aus dem Boethius anführet) im geringsten bey dem Gottesdienst Platz finden; dafern es wahr ist, daß die christlichen Gemeinen durch jene unverschämt, (impudentes) durch diese aber wild und grausam (feroces et immanes) werden können. Dafür uns Gott in Gnaden bewahre, wie er bisher gethan hat! Denn es stehen solche Dinge wahrhaftig, bey itzigen Umständen, nicht zu befürchten: ist auch kein Beyspiel davon, in irgend einem uns bekannten christlichen Lande und Gotteshause, jemahls erlebet worden; wenns gleich dem Plato, und nach ihm dem Boethius, hundertmahl geträumet hätte.

VI.

§. 58. Daß es indessen, weiter zu gehen, unter

ter den alltäglichen herumlaufenden so genannten Sing- und Spielmeistern solche Kräutlein Rühr mich nicht giebt, die bisweilen nichts taugen; dem gemeinen Wesen und der Kinderzucht, mit ihrenböswollüstigen, lasterhaften und liederlichen Betragen, absonderlich bey dem schönen und schwächern Geschlechte, grossen Nachtheil bringen; das mag wohl wahr genug, und eine fünfte Ursache des musikalischen Verfalls seyn. Aber die Musik an ihr selbst ist ja eigentlich so wenig Schuld hieran, als etwa ein Taufstein, bey welchem sich ein heimlich verliebtes Paar den Sammelplatz erkieset.

§. 59. M. gestehet solches einigermaßen selbst, und setzt hinzu: er unterlasse eben deswegen davon zu sprechen; da er doch vorher schon dieser unwerthen Bursche schändliche Sitten mit der weibischen Art ihres Singens in eine richtige Uebereinstimmung gebracht, auch das grosse Misfallen frommer Leute und rechtschaffener Bürger darüber sattsam bezeuget hatte. Es ist ein oratorisches Blümlein, eine Paraleipsis.

VII.

§. 60. Hiernächst gilt es der verderbten theatralischen Poesie. Da lassen wir einem jeden freye Hände. Die Herren Dichter mögen sich selbst verantworten.

§. 61. Was aber zugleich dabey von der Herrschaft, so die Musik über die Dichterey führet, vorkömmt, ist nimmermehr so richtig, als sinnreich. Tonkunst und Poesie bleiben einmal Schwestern;

jene nur ist wirklich die älteste und erste unter zwo gleichen. Man sollte nicht so parteyisch oder begierig seyn, Hader und Zank unter Geschwister anzuspinnen; die eine zur Tyranninn, die andre zur Sclavinn zu machen; sondern man sollte vielmehr auf ihre beständige Einigkeit bedacht seyn, und lieber von beyden Seiten etwas nachgeben. Aber in manchem Hause kennet leider! die jüngste Schwester, insonderheit wenn sie die meisten Anbeter hat, ihre älteste gar nicht: so wenig Vertraulichkeit pflegen sie mit einander. Beyder Künste Zweck muß nicht eben auf einen handgreiflichen Nutzen und eitlen Ruhm gerichtet seyn; keine von ihnen sollte zur Ehrsucht, vielweniger einzig und allein, auf eine verwerfliche Art, zum Handwerk dienen: **Erbauung** und **Vergnügen** müssen sie vornehmlich zu ihrer Absicht haben, und sie sind verbunden, sich darunter einander die schwesterliche hülfliche Hand getreulich zu bieten.

§. 62. Die Verse dürfen ja eben darum nicht gleich von allen starken Gedanken, von allen scharfsinnigen, nachdrücklichen Einfällen leer seyn; ob sie schon, der Musik halber vorzüglich, ja, **wohl vorzüglich**, die angenehmsten und wohlklingendesten Worte führen müssen. Eines kann man thun, ohne das andere zu unterlassen.

§. 63. Doch können wir nicht in Abrede seyn, daß die armen Opernpoeten, absonderlich in Welschland, sehr übel daran sind, und gleichsam zur Strafe ihrer Wiedersetzung, gar zu viele ungereimte Vorschriften von andern Stiefschwestern erdulden

den müssen; allein, auch die sogenannten Maestri, oder theatralischen Componisten daselbst, theilen dieses Unglück redlich mit ihnen: ja, die letztern müssen sich fast noch mehr, als die ersten, von den frechen Sängerinnen trillen lassen. Das Teatro alla Moda mahlt diese Unart recht nach dem Leben ab.

§. 64. Es ist vielleicht die sechste Ursache des musikalischen Verfalls, daß der Poet dem Capellmeister in keinem Stücke weichen will; da doch dieser oft mehr, als zu verantworten stehet, sich gerne nach jenem richtet. Einer muß dem andern, in billigen Dingen, nachgeben.

§. 65. Ein hieher gehöriges, weises und gerechtes Urtheil ists, welches im siebenden Bande auf der 150 Seite crit. Beytr. folgendergestalt über diejenigen Stücke gefället wird, so der hochberühmte Pietsch zum Singen ehemals verfertiget hat, und in denselben gar nicht glücklich gewesen ist. "Die Musik, heißt es da, erfordert ein bewegli-"ches oder affectuöses Wesen; und der Geist un-"sers Dichters war gemeiniglich zu erhaben, als "daß er sich in die Tiefe der Leidenschaften herunter-"lassen, und ihren natürlichen, ungekünstelten Aus-"druck hätte erreichen können. Man sehe seinen "über den Verlust der Euridice klagenden Orphe-"us auf der 312ten Seite an. Man wird hier "wohl viele hochtrabende Ausdrückungen und sinn-"reiche Gedanken, aber fast gar keinen Affect, der "natürlich redete, antreffen. Wir können uns da-"bey nicht aufhalten, weil uns die Beurtheilung

"dieser Cantate zu weit führen würde. Eben das "ist auch von der ausführlichen Abbildung al- "ler Leidensmartern und Todesqualen Jesu "Christi 2c. oder dem Paßionsgedichte zu sagen, "dessen Ueberschrift schon zeigen kann, mit wie hoch- "trabenden Worten das ganze Gedicht entworfen "worden; die sich aber zur Musik schlecht reimen "wollen. So stark der Verfasser in heroischen "Gedichten war, so wenig sind ihm die Regeln der "theatralischen Poesie bekannt gewesen 2c."

§. 66. Sehet an! das ist nun der Mann, von dem es in besagtem Buche S. 131. so lautet: "Unter allen Dichtern, die dieses Jahrhundert "Deutschland hervorgebracht, hat Hofrath Pietsch, "fast mit einhelligen Stimmen, den obersten Platz "verdienet." Und doch war er weder zu theatralischen, noch zu musikalischen Dingen aufgelegt. Es ist eine schlechte Entschuldigung, daß sein Geist gar zu erhaben gewesen, um sich zur Tiefe der Leidenschaften herunter zu lassen. Jedermann sollte wissen, daß eben das Erhabene, das wahre Erhabene, in einer edlen Einfalt, in einem reinen, natürlichen Ein- und Ausdruck der Affecten, und gar nicht in schwülstigen, gekünstelten, hochtrabenden Flickwörtern bestehet.

§. 67. Man stelle sich nun einmal vor, wo hier die schwesterliche Liebe und Vertraulichkeit bleibet; man schliesse vom grünen Holz aufs dürre, was nämlich ein Componist, auch wohl ein gescheuter Acteur und Sänger, es sey nun auf der Schaubühne, oder sonst wo, für Noth und Angst mit einem

nem solchen Poeten haben müsse, dem Pietschens Fehler, ohne dessen Geschicklichkeit, anhangen? Man sage rund heraus, ob ein solcher Dichter, wenn er vernünftig handeln wollte, nicht vielmehr mit Dank erkennen, als mit Kurren und Murren, voller alten Grolls, übel empfinden sollte, daß man ihn zurecht wiese, in beweglichen, oder vielmehr bewegenden, affectuösen Dingen, in natürlichen, ungekünstelten Ausdrückungen der Leidenschaften, in Vermeidung hochtrabender Centnerworte, die sich zur Musik schlecht reimen ꝛc.? Man entscheide die Frage aufrichtig, ob es denn nicht, in solchem Fall, vernünftig sey, daß der Poet, der sich vornimmt, ein Gedicht zu machen, welches vermittelst der Musik ergetzen soll, dasselbe eben nach dem gesunden Geschmack der Musik, und wie es ihm ein gewiegter Componist an die Hand gibt, einrichten; nicht aber nach seinem eignen Kopf, wenn er gleich in andern Dingen noch so fähig wäre, vielweniger nach der vermeynten Stärke seiner aufgeblasenen Gedanken und hochfliegenden Einbildung angreifen, sondern der Musik mehr dienen, als befehlen müsse? So viel hievon, zu eines jeden Ueberzeugung.

VIII.

§. 68. Nun kommt ganz was fremdes. Folgende Worte stehen S. 498. der crit. Beyt. leserlich ausgedruckt: "Weder Schrecken, noch Mitlei-"den, noch eine andre edle Gemüthsbewegung kann "bey den Zuhörern eines Trauerspiels erwecket wer-

"den, wenn das Stück gesungen wird." Das ist abscheulich! Den Adelsbrief des hochwohlgebohrnen Schreckens, welches hier zu den edlen Gemüthsbewegungen gezogen wird, mögten wir doch gerne vorher sehen, ehe wir uns weiter damit einliessen. Fürs andre entstehet ja das Mitleid, in so fern es auch nur eine Gemüthsbewegung, wie hier, und keine Tugend seyn soll, ganz gewiß aus Irrthum und Kleinmüthigkeit: da sind alsdenn von beyden Seiten sehr unordentliche, feige Eltern vorhanden, welche erst durch Cäsars Ring rittermäßig gemacht werden müßten; wenn sie mit auf der Adelsbank sitzen wollten. Was brächten also die Zuschauer mit ihrem Schrecken und Mitleid wohl anders zu Hause, als eine unmännliche Zärtlichkeit, welche auch den Herzen wackerer Frauenspersonen, und allen weisen, rechtschaffenen Leuten ganz unanständig ist: zumal, wenn es nur ein bloßes Schauspiel betrifft.

§. 69. Man thut demnach am besten, (weil doch die heutige verwehnte Welt eine höfliche Unwahrheit der unhöflichen Wahrheit vorziehet) obigen ärgerlichen Satz lieber auf ironische Weise zuzugeben, als denselben ernstlich zu wiederlegen; insonderheit, weil noch eine große Einfalt dabey vermacht ist, und der Verlust, ach ja! der unersetzliche Verlust phrygischer, lydischer, äolischer, dorischer, hypophrygischer und andrer dergleichen verlegener Waaren mit Leidwesen erwogen, und, unter löblicher Anführung aller alten, übelverstandenen Mährlein, aufs neue bedauret wird.

Der

Der erzväterliche Obercapellmeister, Jubal selbst, kann es keinem Menschen anmuthen, das geringste wieder solche unstreitige Grundsätze aufzubringen.

§. 70. Doch dennoch ist es wirklich die deutsche Wahrheit, daß die meisten singende Personen, oberwehntermaßen, sich mit den künstlichen, leeren Schaalen breit machen, und den Kern, sowohl der saubern Melodie, als der Gedanken und nachdrücklichen Worte, selten zu kosten geben: weil sie selber keinen Geschmack an vernünftigen Dingen finden. Sie singen und spielen schön; machen aber doch gemeiniglich schlechte Musiken: weil niemand dadurch gerühret, noch im Herzen und Gemüthe daraus erbauet oder gebessert wird.

§. 71. Allein, daß daran die wahren Lehrsätze heutiger Tonkunst und die Ungeschicklichkeit derer, die sie recht inne haben, Schuld seyn sollte, das ist eine Beleidigung, ohne allen Unterscheid; ein großer Irrthum; sowohl, als die hundertmal aufgewärmte evremontische * und zwinglianische Grille, von der unnatürlich angegebenen und unwahrscheinlich vermeynten Art des Singens auf dem Schauplatz und Kirchenchor. Weiter unten werden wir dieserwegen ein und andres erinnern müssen. Hier ist der Anfang.

* Von St. Evremonts Werken heisset es im Temple du Gout: Qu'il n'auroit jamais dû faire des vers, et qu'on ne devroit pas imprimer toute sa Prose. C'est le sentiment du Public éclairé. Seine abgeschmackte Operngedanken gehören hieher.

§. 72. Wir wollen die kleinen Bühnen, absonderlich das noch ziemlich junge Operntheater, so lange an die Seite setzen, weil es nur Nachahmungen und Spielwerke sind; hergegen die große, verjahrte Ernstbühne der Welt ein wenig betrachten: daselbst stellen sich uns die darauf singend eingeführte Hauptpersonen, sowohl Engel als Menschen, in großer Anzahl sehr natürlich und wahrhaftig dar, die in ihren wichtigsten Handlungen, Geschäften und Gesprächen, ja, in den allerheiligsten Verrichtungen, mittelst der Tonkunst, auf das nachdrücklichste zu verfahren wissen, und gar nichts unnatürliches oder unwahrscheinliches, vielweniger was lächerliches daran finden. Sie waren und sind alle mit einander wirkliche, wesentliche, keine verstellte oder erdichtete Acteurs des weiten Welttheaters; könnten und können es aber doch unmöglich ohne Wechsel-Gesang und Klang bestellen: wovon geist- und weltliche Geschichte so voll sind, daß es nur vergeblich seyn würde, ein Register dieser Art zu geben.

§. 73. Frage demnach niemand so einfältig, wie M.: **Wenn hört man die Menschen in ihren Geschäften, und wenn sie ernsthafte Handlungen treiben, singen oder spielen?** Die guten Leute vergessen sich hiebey ganz und gar, wenn sie ihr Vorurtheil und ihren Eigensinn kurzum vertheidigen wollen. Warum fragen sie nicht lieber so: **Wenn hört man die Juden an der Börse, in gebundenen Reimen, ihr Gewerbe treiben, oder einen poetischen Wechselbrief**

brief verhandeln? Dieses schließt eben so albern wieder die Dichtkunst, als jenes wieder die Musik; sie sey weltlich oder geistlich.

§. 74. Waren nicht wichtige Staatsaffairen auf dem Tapet? hing nicht das Wohl und Weh zweyer königlichen Kriegsheere daran, als des Elisa Spielmann her muste? Konnte es ohne ihn bestellet werden? oder war es nur eine Kleinigkeit; nichts ernsthaftes; zum Scherz, zum Possen, zum bloßen Zeitvertreib; oder etwa für die lange Weile, nur ein lustiges Concert zu halten, daß er dem Propheten was angenehmes und bewegendes, zur Dämpfung des Zorns, und zwar nur ohne Singen, vorspielen muste?

§. 75. Betraf es kein wichtiges Werk, keine ernsthafte Handlung, nämlich die Vertreibung des bösen Geistes von einem rasenden Könige, als der Mann nach dem Herzen Gottes die Harfe ergreifen muste? oder ist seiner ganz vergessen, und hat er sonst niemals in seinen dringenden Geschäften, in Entrüstung, im Leiden, in großen Verdrießlichkeiten, bey herben Unglücksfällen, bey der äussersten Verfolgung, auf der Flucht, bey Reue und Busse, in brennender Andacht, herzlichem Eifer, in gutem Muthe und im Unmuthe, im Kriege und Friede die schönsten Psalmen verschiedenen Inhalts, nach Art der Begebenheit und Gelegenheit, gesungen und gespielet, musikalische Unterredungen gehalten von Regimentssorgen, Verrätherenen, Verleumdung, Anfällen, Schlachten, Siegen, von Recht und Billigkeit, Krankheit, Lebens-

Lebensverlängerung, von natürlichen Dingen u. s. w. dichtend und tonmäßig gehandelt? Die Unschuld Davids, davon er sang dem Herrn, wegen der Worte ꝛc. ist ebenfals eine ernsthafte Verrichtung gewesen, welche nicht durch bloße Lesegedichte, sondern durch lauter wirkliche Sing- und Spielgedichte getrieben werden mußte: so, daß ich fast nichts zu nennen wüßte (Schachern, Schinden, Schaben, Zanken und Hadern ausgenommen) wovon und wobey nicht nur von diesem königlichen Propheten, sondern von viel tausend andern, jederzeit gesungen und gespielet worden wäre.

§ 76. Es wären Exempel genug aus weltlichen Geschichten anzuführen; aber ich will noch eine Weile bey dem Buche aller Bücher bleiben, in welchem ganz unerschöpfliche Brunnen sind. Ein Thörichter glaubet das nicht, und wird mich auslachen. Es mag drum seyn!

§ 77. Man wird sagen: Ich würde noch wohl, wenns länger währte, die ganze Bibel zu lauter Musik machen. Ey! was wäre denn das für eine Sünde? Ist nicht schon der Psalter, die kleine Bibel, wie ihn Luther nennet, von aller Welt für musikalisch erkannt und angenommen? Nicht nur die ganze Bibel, sondern die ganze itzige und künftige Welt ist Musik und Harmonie. Weiß man doch, wenn ein biblisches Symbolum gemacht werden soll, noch bis diesen Tag nichts bessers, als eine Laute zu erwehlen, mit der Ueberschrift: Harmonia Suauis. S. Herrn Senior Wagners

ners Sammlung auserlesener Kanzelreden im Titelkupfer.

§. 78. Wahr ist es, wenn eigennützige Händel vorkommen, singt man sie nicht gern. Wenn es hieß: Du und Ziba theilet den Acker, oder dergleichen, so klang es, bey solchen kriechenden Worten, nicht edel. Mein Herz ist entbrannt in meinem Leibe, das ging schon aus einem ganz andern Ton: Hier wars, wie eine Arie; dort, wie ein Recitativ.

§. 79. An diesen Recitativ, wo man allzeit mehr spricht, als singt, und von dem unten noch ein Wort gesagt werden soll, will Muratori nicht gedenken; er erwehnet seiner an keinem Orte, und überhüpfet ihn mit Vorsatz: weil er in seinem Kram nicht dienet. Gemeines Geschwätze, wenn es gleich Geld und Gut betrifft, ist keiner Melodie, kaum eines Recitatives werth. Haabsüchtige Händel, sie mögen so wichtig seyn, als sie wollen, sind und bleiben doch immer niederträchtige, geringe Materien.

§. 80. Paulus und Silas hatten große Heilsgeschäfte im Auftrage, daran der ganzen Welt mehr, als gemein, gelegen war, wie sie im Gefängnisse so freudig sungen: und eben durch dieses Singen trieben und vollzogen sie, zum Theil, ihre ernsthafte Handlung am allernachdrücklichsten; thaten Wunder; gewannen viele Seelen; und richteten lauter Gutes aus. Waren es nicht eitel negotia diuina et humana per colloquia tractanda?

§. 81. Ich wundere mich oft, und muß es beyläufig erinnern, daß in unsrer deutschen Bibel hin und wieder der eigentliche Ausdruck des Singens mit Fleiß, und gleichsam aus, ich weiß nicht, was für Beysorge, so wie das Wort **Vernunft**, vermieden wird; wie denn in der übersetzten Apostelgeschicht, wo von **Paulus** und **Silas**, im 16 Hauptstücke, die Rede ist, kein Wort vom Singen stehet, sondern nur, daß sie gebetet und Gott gelobet haben. Aber die engländische Verdolmetschung ist nicht so scheu; sondern hält sich richtig an dem Grundtexte, welcher des Lobgesanges ausdrücklich gedenket.

§. 82. Daß die Instrumentspieler oft gar weggelassen sind, wie im 7 Vers des 87 Psalms, ist zwar kein so grosses Wunder; aber doch auch ein ärgerliches Bedenken. Es bleibt wohl wahr, daß jeder gerne von seinem Handwerke redet: denn, anstatt des ausgelassenen Singens, stehet, Gott weiß wie vielmal, das Wort **Predigen** in unserer deutschen Bibel, an solchen Orten, wo weder im Hebräischen noch Griechischen das geringste Merkmal davon vorhanden ist: absonderlich im Jeremia.

§. 83. War es den Propheten mit ihren Gesängen und Instrumenten kein Ernst? oder trägt besagter Jeremias, in den Klagliedern, seine Gedanken nur zum Scherz vor? Waren es etwa nur lyrische, bloße lyrische Gedichte, denen unsere Gegner noch endlich, aus besondern Gnaden und Gunsten, eine Melodie zustehen und gönnen? Oder waren es nicht vielmehr wirkliche Elegien,

in welchen der Verfasser, der gar ernsthafte Verfasser, nicht sich selbst so wohl, als das allgemeine, große Landunglück, in lauter solchen Liedern, beklaget, die er ganz gewiß auch mit besonders kläglicher Stimme wird herausgebracht haben? Mahlet er sich im dritten Capitel nicht natürlich genug ab, alles in gebundener Rede, und nach der Musik eingerichtet; * ob es gleich eine überaus ernsthafte Handlung war? Diejenigen Menschen, mit denen er seine Unterredungen anstellet: **Euch sage ich allen, die ihr vorübergehet, 2c. Ach! du Tochter Zion, wem soll ich dich gleichen? 2c.** wiedersprachen ihm, sonder Zweifel, in ungebundener oder recitativischer Rede, und sagten plat weg: **Es geschiehet solches ohne des Herrn Befehl: es kommt weder Böses noch Gutes aus des Herrn Munde, 2c.** Er fuhr aber, dem ungeachtet, in seinem Arioso 2c. fort: **Wie murren die Leute im Leben also? 2c.** Sind das keine Unterredungen der Menschen von wichtigen Geschäften?

§. 84. Hat Jeremias nicht auch ein Klaglied auf des Josias Tod verfertiget? welches zwar verlohren gangen; aber doch beweiset, daß die Menschen in ihren Geschäften, und wenn sie ernsthafte

* Daß die Klaglieder Jeremiä in gebundener Rede und nach der Musik eingerichtet gewesen, bezeuget *Lang. Hist. Eccl. v. T. p* 683. und *Calov. Bibl. in Thren.* Die vortreflichsten Propheten waren singende Poeten, in der Tonkunst hochgelehrt: durch sie ward, in Wechselchören, mit gespielten Glaubenslehren, Gott geehrt, sein Reich vermehrt.

hafte Handlungen, ganz ausser dem eigentlichen Gottesdienste, treiben, auf vielerley Art und Weise, auch dialogisticè zum öftern singen und spielen, oder es doch vormals gethan haben. Treffen wir nicht ganze Chöre von Propheten an, die fürwahr, absonderlich, wenn Samuel dabey dirigirte, oder wenn Elias und Elisa, so zu reden, den Tact führten, keine lächerliche, sondern ganz ernsthafte Geschäfte und Handlungen vorhatten? An Unterredungen, an Wechselsingen hat es da nie gefehlet. *

§. 85. Man werfe mir also hier keine ignorationem elenchi oder mutationem status controuersiae vor, als ob ich Sachen beweisen wollte, die nicht in Zweifel gezogen werden. Ich weiß gar wohl: kein Muratori, oder wie er heissen mag, wird so toll seyn, daß er leugne, es sey in wichtigen Sachen auf der Welt niemals gesungen worden. Ich habe die Streitfrage völlig inne, ob nämlich in Unterredungen der Menschen von wichtigen Geschäften, und also in negotiis per colloquia tractandis, der Gesang jemals Statt gefunden? Denn hiemit will man den theatralischen Singespielen eigentlich zu Leibe, und es soll das unnatürliche nicht so wohl im Singen, an und für sich selbst, als vielmehr im Gesprächsingen, bestehen, da ein Mensch dem andern, wechselsweise, seine Gedanken nicht saget, sondern hersinget.

§. 86. Und eben zur Bejahung dieser Frage ist obiges und folgendes dienlich: denn wer an den vori-

* S. G. A. Pauli von der prophetischen Cantorey.

vorigen nicht genug hat, mag erst den Wechselgesang der Engel, den Reihen der Mirjam, und ihrer antwortenden Gespielinnen 2c. beurtheilen, und es ihm gleich viel seyn lassen, ob solche Verrichtungen abgeredetermaßen, oder von ungefehr, vorgefallen; er mag sagen, wie viel natürliches, seiner Meynung nach, daran sey, wenn unsre Prediger nicht allein das: Lasset uns beten! sondern sogar die pur historischen Worte der Einsetzung, ja, den Segen selbst, vor dem Altar, nicht sprechen, sondern singen. Und zwar nicht solo. Die Antiphonae und Responsoria, das Dominus vobiscum - - et cum spiritu tuo, u. d. g. sind ja deutliche Unterredungen der Menschen von den allerwichtigsten Geschäften, in negotiis per colloquia tractandis.

§. 87. Hiebey macht nicht nur die gute Gewohnheit den Gesang angenehm; man hat ihn vielmehr von je her für höchsterwecklich und ehrwürdig gehalten, wie noch bey Absingung der Passion geschiehet: so, daß mancher meynen würde, ein Großes an der öffentlichen, aufmunternden Andacht zu verliehren, wenn der Priester oder der Cantor anfangen sollte, dasjenige zu sagen, was er und seine Colloquentes zu singen gewohnt gewesen. Man gehe in die engländische Versammlung, welche von äußerlichen Geprängen noch entferneter ist, als die lutherische. Man höre an, wie sie da wechselsweise ihre singende Unterredungen, ihre Horas halten! wohl zu verstehen, in den Cathedralkirchen. Ob es nun gleich nicht in allen

len und jeden weltlichen Geschäften geschiehet, oder geschehen seyn mag; so ist es doch häufig, ja feyerlich geschehen, und geschiehet noch täglich in und bey den allerwichtigsten: dahin einige der obangeführten Exempel füglich gezogen werden können; wiewohl sie vornehmlich nur das natürliche Wesen der Musik und deren Nutzen, bey allen Lebensvorfällen überhaupt, darthun sollen.

§. 88. Und was will man sich viel auf Gespräche berufen. Ihre Form macht die Sache ja nicht aus; wenn sich das Wesen selbst zum Singen schickt, so hat dieses allemal Statt. Nun aber beruhen, meines wenigen Erachtens, alle Gespräche auf siebenderley Stücken: **Vortrag, Ueberlegen, Einwenden, Entschliessen, Bitten, Gewähren und Danken.** Hierunter nun ist kein einziges, das nicht zur Musik, wenigstens zum Recitativ, bequem wäre, und eine gesungene Vorstellung litte. Die Form mag fallen, wie sie wolle: denn die kann hier keinen Ausspruch geben; als nur in verworfenen, niederträchtigen Dingen und Handlungen.

§. 89. Wer nun über alles Singen und Klingen auf der Schaubühne sein Gespötte treiben und hönisch lachen kann, der wird in Wahrheit wohl bey den sogenannten Collecten, Einsetzungsworten und andern ehrwürdigst gesungenen Altarshandlungen, auch bey den Buß- und Betgesängen, die man täglich an heiliger Stäte erschallen läßt, und grössestentheils unser sündliches Elend auf das ernsthafteste vorstellen, schwerlich zum Weinen geneigt

neigt seyn. Ohne Zweifel scherzet auch mancher gottloser Mensch mit diesen heiligen Dingen, in so fern der Gesang und Klang dabey vorkömmt; wir haben leider! schon vorlängst geschriebene, gedruckte und ärgerliche Exempel davon.

§. 90. Sind denn aber so viel tausend Leute närrisch, daß sie mit vereinigten Stimmen, bey klingenden Pfeifen, Rohr und Saitenwerk die Frage aufwerfen dürfen: **Warum betrübst du dich, mein Herz?** Wie kömmts, daß sie diese Worte, worin weder Gebet, noch Lob, noch sonst ein Gottesdienst enthalten, so gar in der Kirche selbst singen und spielen? Es ist ja nur ein Soliloquium an sich selbst.

§. 91. Was soll das bedeuten, daß die versammlete Christen recht ordentliche Unterredungen zwischen Gott und seinem Sohn, mit Menschen- und mit Instrumentstimmen anstellen? gerade, als ob sie agirten, und der Herr Zebaoth seine himmlische Handlungen singend und spielend verrichtete. Z. E. **Er sprach zu seinem lieben Sohn: Die Zeit ist hie zu erbarmen; fahr hin** rc. Da waren gewiß die allergrössesten Geschäfte im Rath der heiligen Dreyeinigkeit zu besorgen. **Es war bey ihm fürwahr kein Scherz;** er ließ es sein Bestes kosten. Und dennoch wird es dramatischer Weise, als ein musikalisches Gespräch, mit aller Erbauung, sowohl gespielet, als gesungen.

§. 92. Nach derjenigen Art zu denken, die St. **Evremont** und **Muratori** haben, müsten alle

diese

diese Menschen, wenn sie nach der bloßen Natur betrachtet würden, truppenweise und einmüthiglich ihrer Vernunft gute Nacht gegeben haben; nicht anders, als hätten sie solches thörigt vermeyntes Beginnen eigentlich mit einander verabredet; wie dieses denn im gutem Verstande wahr ist. Und sie haben, auch in Gesprächen mit Gott und mit sich selbst, sowohl als mit andern, die Davidische Muster vor sich.

§. 93. Man gehe solchergestalt durch alle Geschäfte und ernsthafte Handlungen auf der ganzen weiten Welt, so wird sich diese vermeynte Ungereimtheit dennoch immer antreffen lassen, und zwar mehrentheils noch gereimt dazu. Hat aber diese gereimte Ungereimtheit Statt auf der großen, warum denn nicht auch auf der kleinen Schaubühne? Und wenn das Operntheater eine Nachahmung menschlicher Handlungen seyn soll, wie kann die geringste würdige Vorstellung daselbst ohne Musik geschehen? Geschiehet deren doch keine, weder im Himmel, noch auf Erden. Da sind unsre Fürbilder in großer Menge.

§. 94. Selbst bey den höhesten Staatsgeschäften und in christlichen Rathsstuben, obgleich eben kein Protocoll in Noten gehalten wird, pflegt vor allen Dingen die Anrufung des heil. Geistes zu erklingen, wo etwas heilsames überleget und geschlossen werden soll: Denn dadurch eben werden die Gemüther viel fähiger, ruhiger und aufmerksamer gemacht, als durch ein bloßes Sprechgebet; daß sie in sich selbst gehen, stil-

le,

le, gelassen und ihrer Neigungen Meister werden. Heißt das eine Kleinigkeit? Es ist diese Wirkung wahrlich eine der kräftigsten, welche die Musik haben kann; und wird doch so wenig bedacht oder geacht. Mir kömmt ein solches Vorbereitungsgeschäfte, eine solche ernsthafte Handlung, als die wichtigste Verrichtung in der ganzen Politik vor. Es wäre sündlich anders zu denken. Der Ausgang eines jeden beträchtlichen Werks kommt ja am meisten auf die Vorbereitung an, welche schon einen Theil des Geschäftes selbst ausmacht.

§. 95. Wie oft muß nicht die Musik der Staatslistigkeit dienen, da sich bisweilen Clarinen, anstatt Sordinen, hören lassen, wenn die verschlagenen Köpfe erst die Karten unter der Hand packen, und sich selbst aus der Schlinge ziehen wollen? Mancher singet und klinget alsdenn am freudigsten, wenn der Karn (s. v.) im Kothe steckt; da er lieber heulen und weinen mögte, wenn er den wurmstichigen, morastigen Grund seiner Anschläge und ernstlichen Absichten blicken liesse.

§. 96. Wie oft wird nicht eine vieltausendfache Heeresmacht, etwa durch ein gemißbrauchtes Te Deum, singend und klingend zu glauben überredet, daß tödtliche Schläge einen herrlichen Sieg bedeuten? Das sind gewiß sehr ernsthafte und schwere Welthändel, bey deren Betrieb doch immer gesungen und gespielet wird, und zwar so nothwendig, daß auch mehrentheils kein solcher verschmitzter Betrug ohne Gesang und Klang gera-

chen kann. Um ein frisches Exempel zu geben, so sehe nur ein Politicus die jüngsten Opern zu Rimini an, deren sich die gerupften Spanier vorigen Jahrs, und noch neulich zu Pesaro, als einer netten Larve bedienet haben: sie wollen der lieben Einfalt dadurch weiß machen, ihnen sey kein Leid geschehen.

§. 97. Angriffe in Schlachten, Signale, Aufmunterung zum Fechten und Blutvergiessen, welches keine Kurzweil noch weibische Wollust betrifft, können ohne musikalische Werkzeuge gar nicht bestellet noch ausgerichtet werden; sonst wären diese, zur Ersparung der Unkosten, viel leichter abzuschaffen, als etwa ein auf uralten Stiftungen und Vermächtnissen wohlgegründeter Kirchenchor. Mir ist mehr als ein braver General bekannt, der oft im Felde zu Pferde componiret, mithin, wo nicht laut, doch in Gedanken fleißig spielt und singt. Nur denn nicht, wenn die blaue Bohnen pfeifen; sonst aber ohne den geringsten Abbruch, vielmehr zur Vergrößerung unbeweglicher Standhaftigkeit in Fatiguen nnd Aufmunterung zum tapfern Heldenmuth, mitten in den kriegerischen Geschäften. Auch eine trefliche Vorbereitung!

§. 98. Wer will ferner diejenigen zehlen, welche, wie Johann Huß, singend zum Tode gegangen sind? Basilius, Nicephorus und alle Kirchengeschichtschreiber bringen derselben genug in die Rechnung. Unser liebster Heiland selber ist ihnen darinn vorgegangen: da er, so wie sonst täglich, noch ganz kurz vor seinem Leiden und Ster-

ben, den Lobgesang mit seinen Jüngern wirklich gesungen, und nicht bloß gesprochen hat; zu einer solchen traurigen Stunde, in einem solchen schweren Geschäfte, u. bey einer solchen ernsthaften aller Welt Heil betreffenden Handlung, da gewiß keiner von unsern Wiedersprechern singen würde: weil es, nach ihren vermeynten Grundsätzen, ganz unnatürlich seyn soll. Hinrichtungen und Begräbnisse sind in Wahrheit sehr ernsthafte feierliche Handlungen; doch wird deren keine ordentlicher Weise vorgenommen, dabey man nicht singet und klinget. Je feierlicher und ernsthafter diese Handlungen sind, je mehr erfordern sie den Gesang und Klang, auf verschiedene Art und Weise sowohl, als an verschiedenen Orten.

§. 99. Nach reiflicher Erwegung des obigen §. 85. kann ich mich wohl, in den letzten Worten daselbst, geirret haben: denn es findet sich wirklich, daß man, unter dem Schein des Gespräch-singens, im Grunde allem andern Singen und Spielen, sowohl in, als ausser der Kirche, gern zu Leibe will; wovon gedruckte Ordnungen und Vorschriften bekannt sind. Die Anführung derselben mag, um Verdrießlichkeiten zu vermeiden, diesesmal ausgesetzet bleiben.

§. 100. Gurgelnde Läufer, lange und schwere Sylbendehnungen, niedliche Triller, gekünstelte Manieren, zärtliche Schleifer rc. schicken sich nicht allenthalben, sind auch nicht in eines jeden Vermögen; aber sie finden doch auch ihre Stellen, wo nicht in gemeinen Kehlen, doch in vernünftiger

Maasse auf geübten Chören, Orgeln und allerhand andern klingenden Werkzeugen, bey den heiligsten, traurigsten, freudigsten, wichtigsten geist- und weltlichen Begebenheiten. Geschiehet es eben nicht immer in der Handlung selbst, so geschiehet es doch unfehlbar in der Zubereitung und bey nachdrücklicher Vorstellung des Werkes: welchen Unterschied man wohl zu merken, und sehr vieles dabey auszunehmen hat.

§. 101. Man singe und spiele nun auf eine oder andere Art, entweder ohne, oder mit Kunst; so bleibt dennoch Singen allemal Singen. Wenn gleich das einfältigste Chorallied selbst eigentlich keine Musik ist, noch heissen kann; so gehört es doch unstreitig nirgend anders hin, als zur Musik. Und was sich solchergestalt in Vorstellung geistlicher Geschäfte sehr wohl schicket, warum sollte das bey Vorstellung weltlicher zu tadeln seyn; wenn diese einer solchen Vorstellung würdig sind? Aber man spricht ja dem Singen, als Singen, alle Wirkung ab. S. §§. 68. 71. Nur für Gerichtshändel, in Hader- und Geldsachen, wie Luther sagt, will die Musik nicht gemacht seyn; ob wohl bey vielen Menschen das wichtigste ihrer Geschäfte und ernsthaftvermeynter Handlungen in solchen Undingen bestehen mag. Die Führung eines ordentlichen Processes ist auch keine Sache für Opern, u. w. d. m.

§. 102. Laßt uns aber nun auch die lieben Arien ein wenig weiter betrachten, von deren übermäßigem Vergnügen bereits oben §. 52. etwas

vor-

vorgekommen, und das Beste hieher versparet ist, um den Amusis darzuthun, daß solche Arien kein Gespräch unterbrechen; wie sie doch dessen von ihnen fälschlich beschuldiget werden. Wie reimt sichs denn zusammen, ein Gespräch unterbrechen; und doch ein übermäßiges Vergnügen bringen: wenn jenes zur Unzeit geschiehet? Vielmehr bekräftigen die Arien, durch einen auserkohrnen Machtspruch, gleichsam mittelst salomonischer in Melodie gebrachter Sentenzen, das bereits Erwehnte mit mehrerm Nachdruck und besonderer Schönheit: sie sind die eigentlichen Corollaria, die zierliche Kränzlein des gewöhnlichen, ungekünsteltscheinenden Vortrags; geben der sonst trucknen Unterredung den rechten Saft, einen lieblichen Wechsel, ein süsses Mark, und stellen auch oft ohne Worte, durch den bloßen geschickten Klang und dessen Führung, die Sitten der Menschen auf das lebhafteste und angenehmste vor; wenn sie rechter und ächter Art sind.

§. 103. Bestehen hergegen die Arien aus unnützen Worten, wie auf der 496 S. crit. Beytr. berühret wird, so ist ja der Melodiensetzer nicht Schuld an solchem unnützen Wesen, eben so wenig, als an andern poetischen Uebelständen. Das gehört hier gar nicht her. Die Frage ist nur von der Musik, und das muratorische Murren entstehet bloß daraus, daß die Zuhörer mehr des Singens und Spielens halber, als dem Dichter zu gefallen, in die Opern oder Concerte gehen. Hieran thun sie oft sehr wohl. Wäre es auch gleich

übel gethan, so mögte ich den Kunstrichter gerne sehen, der es ändern oder helfen könnte. "Wenn "uns eine Arie gefällt, schreibt Joh. le Clerk, "so bekümmert man sich nicht viel um die Worte: "wie mans in einer Oper wahrnimmt, welche man "nicht lesen würde; doch aber bey der Vorstellung "mit Bewunderung anhöret." Muratori will es durchaus nicht leiden, daß der Dichter sich dem Componisten in einigen Stücken unterwerfe; da es doch, gewissermaßen, so billig, als nöthig ist, wenn was kluges herauskommen soll: wie bereits oben erwiesen worden, §. 64-67.

* * *

§. 104. Nur erwehnter le Clerk frägt, in seiner Critik über die Poeten: Ob denn die Gottheit lieber ein musikalisches Lob höre, als eines ohne Gesang? Es ist abermal merkwürdig, daß diese Herren, wenn sie von Poeten reden, die Musik nicht unangetastet lassen können. Ich dürfte fast so kühne seyn, und sothane Frage bejahen: weil das Lob Gottes, die Doxologia, als das vornehmste Stück seines Dienstes, hauptsächlich in der ganzen heiligen Schrift, besonders in den Psalmen, als in der kleinen Bibel, von ihm selber mit ausdrücklichen Worten also angeordnet, befohlen und zur Zeit des Evangelii bestätiget worden ist, daß es, vorzugsweise, klingend und singend verrichtet werden soll; zum Zeichen, daß ihm solches besser gefalle, als wenn die dazu bestimmte Worte auf die gemeine Art ausgesprochen

chen würden. Sie sollen loben seinen Namen im Reigen, mit Pauken und Harfen sollen sie ihm spielen: denn der Herr hat Wohlgefallen an seinem Volk, nämlich, das so thut. Ps. CXLIX, 3. 4. Was da geschrieben ist, ist uns Christen zur Lehre, zum Gebot geschrieben.

§. 105. Erfahrnen Auslegern ist wohl bekannt, daß die Wörter, **Lob** und **Loben**, schwerlich eine andere, als musikalische Deutung in dem Worte Gottes zulassen können; und daß dahero der Ausdruck eines **musikalischen Lobes**, wenn von Gott die Rede ist, vieleicht einer Tautologie ähnlich scheinen mögte. Der ganze Psalter ist musikalisch, und seine Aufschrift heißt doch nur: Sepher Thehillim, d. i. das Buch des Lobens, oder der Loberhebungen. Wer wollte zweifeln, daß die Seraphim ihr Heilig mit Gesang und Klang erschallen lassen, welches die Schrift, wegen der starken Harmonie, schreyen nennet, und daß Gott dem Herrn solches besser, als eine blosse Rede, gefallen müsse, indem ers so geordnet hat? Es gefällt ihm solches dergestalt, daß er dem Hiob vorhält: Wo warest du, da mich die Morgensterne lobten, und jauchzeten alle Kinder Gottes?

§. 106. Im neuen Testament befiehlet Paulus ausdrücklich, an Christi Statt, Psalmen oder Instrumentalstücke, Lobgesänge oder Vocalstücke, geistliche, liebliche Lieder dem Herrn zu singen und zu spielen. Er hätte es ja beym Beten oder Reden bewenden lassen können; wenn das Singen und Spielen nicht eine höhere, und folglich Gott

angenehmere Verehrung in sich hielte. Assaphs, oder vielmehr Gottes eigene Worte vom Lobopfer, welche zweymal im 50 Psalm wiederholet, und von unserm Luther durch Dank verdolmetschet worden, haben ohne Zweifel auf die Christenheit ihr Absehen gerichtet. Lob stehet daselbst für Gesang und Klang.

§. 107. Zwar mag es der gütige Gott freylich schon gnädig ansehen, und sichs wohl gefallen lassen, wenn jemand, dem etwa das Singen oder Spielen verboten ist, seine heilige Andacht bloß mit geredeten Worten bezeiget, und seinen Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher also, nach natürlichem Vermögen, lobet oder ihm danket; wenn es auch einer, in Ermanglung der Sprache, durch Schreiben, oder im Geiste und Gedanken thäte, so könnte sich Gott ebenfalls daraus, wie aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge, schon eine Macht, ein Lob, zurichten. Kann das Lob auf andere Art nicht geschehen, so ist es auf alle Art gut. Kanns aber singend und klingend geschehen, so sind wir dazu schuldig und gehalten. Das Gebot heißt nicht nur, preiset Gott in eurem Geiste; sondern auch an eurem Leibe: wozu Stimme, Zunge, Hände und Füsse das ihrige mit beytragen müssen, wenns Gott recht gefallen soll.

§. 108. Aufs Herz kommts endlich alles an. Das ist wohl wahr; nicht aber so, wie jener sich entschuldigen wollte, da er das Maul zum Beten, vielweniger zum Singen, aufzuthun, sich mit den Worten weigerte: **Das Herz betet! das Herz betet!**

betet! Denn, weil befohlen wird, wenn ihr betet, so sprecht, und wenn ihr gutes Muthes seyd, so singet, so spielet, müssen wir Gott die dazu geschickte Glieder gönnen und widmen, damit es, auch in Ansehung derselben, desto eher heissen könne: Ein Wohlgefallen Gott an uns hat!

§. 109. Gewiß ist es, ob gleich der Herr die Opfer im alten Testament ernstlich geboten hatte, daß ihm doch damals schon, vielmehr itzund, ein Loblied besser anstund, als z. E. ein Farr mit Hörnern und Klauen: mithin war und ist noch seiner göttlichen Majestät der eine Dienst angenehmer, als der andre. David konnte opfern, er konnte beten; aber, als ein Mann nach dem Herzen Gottes, lieblich mit Psalmen Israel, der wohl wußte, was Gott vorzüglich gefiel, war er doch völlig überzeuget, daß es besser sey, Gott mit Singen und Klingen zu loben. Er sagt solches auch mit prophetischen Worten ganz deutlich heraus, uns zur Lehre: es werde dem Höhesten besser gefallen, wenn er ihn lobte und hochehrte mit einem Liede, als mit sonst was. Ja, er saget, singet und spielet solches, samt dem ganzen 69 Psalm, in der Person Christi selbst.

§. 110. Gefiel es Gott doch besser, wenn die Bundeslade von den Leviten getragen, als auf dem neuesten Wagen geführet wurde: darum hatte Er es so befohlen. Usa dachte, es wäre einerley, und fand sich heßlich betrogen. Le Clerk denkt auch, es gelte gleich viel, man singe oder nicht.

§. 111. Wehlte sich nicht Gott aus sieben Ta-

gen einen besondern zu seinem Dienst, vorzüglich vor allen andern? Warum denn das? Waren die übrigen Tage nicht eben so gut? O ja; aber der Dienst gefiel Gott am siebenden Tage besser. Alles dieses weiset, daß ein Unterschied des göttlichen Wohlgefallens gemacht werden müsse, wo Gott ihn selber macht und bestätiget, wie hier geschiehet.

§. 112. Was Gott also vorzüglich durch seine Propheten und Apostel befohlen hat, das gefällt ihm auch vorzüglich, und ist ihm lieber, als unsre selbsterwehlte Weise, wenn sie noch so wohl gemeynet wäre. Nun aber hat er nicht nur dem mit göttlicher Klarheit begabten Moses ausdrücklich befohlen, die Kinder Israel lieber ein doppeltes Lied, als einige bloße rednerische Sprüche, zu lehren; sondern auch durch David, Esaias, Paulus und andre, so Propheten als Apostel, die wirkliche Besingung seines Namens weit eifriger und ernstlicher, als das bloße Sprechen, an vielen Orten geboten, und mit herrlichen Gehorsamsexempeln der heiligsten Personen, vom Anfange bis zum Ende seines geoffenbarten Wortes, bestätiget und bekräftiget. Daher muß ihm das Singen und Spielen, in gewisser Maasse, wohl besser gefallen, als das Reden allein.

§. 113. Die Predigten werden gleichwohl nicht abgesungen, sagte neulich eine fromme Seele. Ja, lieber Gott! es würde oft was wunderliches herauskommen, wenn nur ein mit dem Worte, vorzusingen, bezeichneter Psalm auf der Kanzel

erklin=

erklingen sollte. Es lautet ohnedieß schon vor dem Altar oft schlecht genug; nicht sowohl aus Abgang der Stimme, als aus Mangel der dazu gehörigen Unterweisung und Uebung: weil man es für was gleichgültiges hält.

§. 114. Wir finden auch nirgend, daß der große Gott sein gnädiges Wohlgefallen so vollkommen und so sichtbarlich über irgend einen Spruch, ein Gebet, oder eine Rede hätte öffentlich spüren, sehen und fühlen lassen, als z. E. über das Singen und Klingen 2 Chron. V, 13. Vorzüglich vor dem Gebete, welches vielmehr eine Danksagung war; den Augenblick, da die Stimme sich erhub von den Trompeten, Cymbeln, Saitenspielen und von dem Loben, d. i. Singen des Herrn, erfüllte die Herrlichkeit, in einer Wolke, das Haus dergestalt, daß die Priester nicht stehen konnten. Bey dem bald hernach vom Himmel herabfallenden Feuer wird nicht gesagt, daß die Herrlichkeit des Herrn darin gewesen; vielmehr spricht Salomo selbst sowohl hier, als an einem andern Ort, daß der Herr im Dunkeln wohnen wolle. Gott antwortete wohl mit Feuer; aber er war nicht im Feuer. 1 Kön. XIX. 12.

§. 115. Hiskia stellete die Leviten, mit Cymbeln, Psalter und Harfen: denn es war des Herrn Gebot. Und siehe, es heißt von ihm: er that, das dem Herrn wohlgefiel; wie denn? wie sein Vater David. Auf dem Berge Sinai mußte die Trompete ertönen. Christi Geburt geschahe unter englischer Musik; seine Himmelfahrt ebenfalls.

falls. Gott fähret auf mit Jauchzen, und der Herr mit heller Posaunen, welche die Engel bliesen. Am Ende der Welt soll es abermal klingen, und zwar etwas fürchterlich für die Feinde der Harmonie. Sind das nicht Zeichen des besondern Wohlgefallens? Singet demnach um einander dem Herrn mit Danken, und lobet unsern Gott ohne Harfen! nein: mit Harfen. Er hat nicht Lust an der Stärke des Rosses. Was gefällt ihm denn besser? **Preise, Jerusalem, den Herrn, lobe, Zion, deinen Gott!**

§. 116. Im klüglichen Singen trifft man unstreitig eine gefälligere Wohlredenheit an, als im Sprechen. **Miriam** hätte ihre Ermahnung nur so anfangen mögen: **Laßt uns dem Herrn eine Oration halten!** Aber nein, um Gott und Menschen besser zu gefallen, heißt es: **Laßt uns dem Herrn singen!*** Wie redet sich denn jene Richterinn selbst an? **Debora, lies ein Gedichte ab!** gar nicht. **Wohlauf, wohlauf, Debora, und singe!** Es wäre dem Assaph genug gewesen, zu sagen: Redet von allen seinen Wundern, es ist ihm doch einerley; aber nein, er setzet dieses vorher:

* Hieher gehöret auch das Brunnenlied der Israeliten 4 B. Mos. XXI. ingleichen, wo mir recht ist, der eben daselbst befindliche poetische Figuralsatz von Hesbon, ꝛc. welcher zwar nur ein Sprüchwort genennet wird; doch aber, wegen seiner erhabenen Redensarten und Länge, einem Gesange viel ähnlicher siehet: denn vier ganze Verse würden ein ungeheures Sprüchwort machen. Man verzeihe mir diesen homiletischen Einfall; geborget ist er nicht.

her: Singet von ihm, und lobet ihn mit Saitenspielen. Sprecht dem Herrn alle Land, wäre ein wunderlich Gebot gewesen, es muß heissen: Singet dem Herrn alle Land! Nicht, lobredet Gott; sondern lobsinget, lobsinget, lobsinget Gott, lobsinget, lobsinget unserm Könige. Diese Wiederholungen mögen die Anfechter derselben wohl merken. Es sind lauter göttliche Eingebungen, und solche Gebote, die des Höhesten vorzügliches Wohlgefallen, auch daran, vieler Orten bezeigen.

§. 117. Warum sagt David nicht: Redet fröhlich mit Gott, leset dem Herrn ein neues Lied vor, sprecht dem Herrn zu, alle Welt? Darum, weil er wohl wußte, daß es Gott besser gefallen würde, wenn es so lautete: Ihr Könige, singet Gott, lobsinget dem Herrn! singet fröhlich Gotte! singet dem Herrn ein neues Lied! singet dem Herrn alle Welt!

§. 118. Esaias, der viele artige hiehergehörige Sachen vorbringt, dürfte nur sagen: Ich will meinen Lieben einen schönen Spruch meines Vettern herbeten; und Habacuc hätte es mit dem Reden auf seinem Saitenspiel endlich wohl bestellen können. Keinesweges: Gesungen und gespielet muß es seyn. So will es Gott haben.

§. 119. Was sagt Jacobus dazu? Sagt er etwan: Ist jemand gutes Muths, der lese Psalmen? Ach nein: er singe Psalmen, d. i. er spiele auf Instrumenten dabey. Und wer will alle die Stellen anführen, darinn dem Singen und Spielen der Vorzug gegeben wird?

§. 120. Zwar ist hin und wieder in der heiligen Schrift die Ausdrückung des Singens, nach der deutschen Uebersetzung, durch das Wort reden gegeben worden, als z. E. Moses redete alle Worte dieses Liedes, nämlich des zweyten. Ingleichen: Da sie nun den Lobgesang gesprochen hatten.

§. 121. Allein, fürs erste ist auch ja bey allem Singen das Reden zugleich, wunderbarer Weise, mit zugegen, wenn Worte zum Unterwurf dienen. Wie es denn auch bey dem ersten Liede Moses ausdrücklich heißt: Da sang Moses und die Kinder Israel dem Herrn, und sprachen: Ich will dem Herrn singen.

§. 122. Fürs andre wird, durch ein solches erhöhetes und verherrlichtes Sprechen, nicht nur das Singen, sondern auch das Spielen angedeutet. Ohne Zweifel kommen dergleichen Redensarten, wie sie sogar bey den heidnischen Poeten zu finden, aus dem Hebräischen her. Virgil lobet die Saiten, daß sie gleichsam mit abgemessenen Worten gesprochen haben. * Ein andrer nennet die Saiten lautende Buchstaben, und die Fingern oder Hände gesprächig. ** Apulejus

* *Obloquitur* numeris septem discrimina vocum. *Virg.* Vbi *Seruius*: Chordarum expressit laudem, quas dicit *verbis locutas.*

** Nunc te *vocales* impellere pollice *chordas. Tibul.* At postquam fuerint *digiti* cum voce *locuti. Id.* Ist wohl ausgedruckt.
Et quodcunque *manu loquitur* flatuque monetur. *Manil.*

jus befiehlet, daß die Instrumente reden sollen. *

§. 123. Fürs dritte mag des Uebersetzers Versehen im XXVI Matth. v. 30. aus dem Griechischen klar erwiesen werden, alwo gar nichts vom Sprechen stehet. Augustins Gedanken, daß die Unwissenheit in der Musik, bey Erklärung des göttlichen Wortes, viele Hinderungen macht, fünden hier vieleicht Statt; wenn sie unserm seligen Manne Gottes beygemessen werden könnte: weil wir aber bessere Nachricht davon haben, muß er hierinn entschuldiget werden. Wir thun es mit Lust.

§. 124. Endlich betrachte man, wie viel kräftiger doch das Singen, als das Sagen, viele tausend Seelen zum wahren Glauben bekehret habe. Man sehe das Beyspiel des so eben erwehnten, vortreflichen Kirchenlehrers, Augustins, nur an, welcher gerne gestehet, daß ihn die gesungenen Worte weit mehr beweget haben, als wenn sie nicht wären gesungen worden. Man erwege ferner, was bey der Reformation in diesem Stücke vorgegangen, und schliesse daraus: daß unserm Gott derjenige Dienst, aus besondern Gnaden und wegen ertheilter Gaben, besser, als ein anderer, gefallen müsse, der die Menschen zu ihm locket, und daß, solchemnach, eine gesungene Arie, in gewissen Umständen, Gott besser gefalle, als eine gesagte. Lobet nur und preiset den Herrn, ihr singende und spielende Christen, so hoch ihr vermöget; er ist

* Citharam iubet *loqui Apulei.*

doch noch höher. Preiset ihn aus allen Kräften, und laßt nicht abe; noch werdet ihrs nicht erreichen.

§. 125. Niemand wundre sich, warum ich bey einer Untersuchung der Singspiele so viel Wesens von der geistlichen Musik mache. Am Ende des Liedes wird man schon sehen, aus welchem Ton es gehet, und daß beyde Sachen ihren ganz richtigen Zusammenhang mit einander haben. Wer die Musik erst aus den Schauspielen wegschafft, der kann sie desto leichter aus der Kirche verbannen. Und das ist, so wahr Gott lebet! meines Erachtens, die rechte heimliche Absicht der meisten Verächter und Spötter. Dieses ist denn die Ursache, warum ich bey den Singspielen nothwendig der geistlichen Musik so oft erwehnen muß: zumal, da es auch ja geistliche Singspiele gibt.

* * *

§. 126. Wir wollen nun wieder in die Gleise fahren, und wegen der Arien annoch fragen: Ob es nicht was unbedachtsames sey, wenn M. behaupten will: "daß die Unwahrscheinlichkeit auf "den Opernbühnen noch mehr gewachsen, seit dem "man die Arien und Arioso in die Schauspiele ein"geführet hat?" Wer nur das geringste von den dramatischen Geschichten neuerer Zeiten weiß, der wird gerade das Gegentheil bekennen müssen.

§. 127. Es sind etwa 50 bis 60 Jahr, da war das ganze Singspiel fast aus lauter Arien und Arioso, immer in einem Athem weg, zusammengesetzt. In Frankreich ist es noch so damit be-

schaffen;

schaffen; alles Melodie; und zwar recht nach verändertem Tact.

§. 128. Unser itziger Recitativ hat hergegen gar keine eigentliche Melodie: denn er ist nur eine bestimmte Art, künstlich zu sprechen, und die Leidenschaften, ohne Anstoß und Umschweif, schlechtweg auszudrucken, zur Verbesserung derjenigen Unrichtigkeit und Unordnung, die man oft im gewöhnlichen Reden antrifft. Es ist eine solche nützliche Erfindung, daß dadurch alles Unwahrscheinliche vielmehr aufgehoben, als vermehret wird.

§. 129. In diesen Ländern ist, wie gesagt, der neue welsche Recitativ noch kaum ein halbes Jahrhundert bekannt: denn die alten, mit Unrecht so genannten Recitative von Claudio Monteverde und andern, ums Jahr 1616. berühmt gewesenen Componisten, wurden noch viel zu melodiös gesetzt, sie modulirten nur etwas niedlicher, als die Arien, aber doch gar zu stark; ob es gleich schon zu der Zeit mit einem Schein der Wahrheit von ihnen hieß: clausulis harmonicis vocumque luxuriante tripudio vt plurimum abhorrent, wie Kircher meldet, nämlich, man verabscheuete mehrentheils in dieser Setzart die ordentlichen harmonischen Fälle, und das üppighüpfende Wesen der Stimmen.

§. 130. Von unserm Recitativ kann man solches mit größerm Rechte und Zusatze nicht nur mehrentheils, sondern durchaus behaupten, daß er nämlich gar keine gewöhnliche Fälle, Gänge oder Cadenzen, vielweniger das allergeringste

üppige oder hüpfende Wesen, ja, nicht einmal was recht singendes oder aneinanderhangendes, anbey gar keinen merklichen Tact leidet. Folglich ist die Wahrscheinlichkeit allerdings viel größer geworden, seitdem die Opern bey weitem nicht so viel ariöses haben, als vormals. Das kann ein Kind wohl begreifen.

§. 131. Denn, was ist ein Gesang, ohne rechte Melodie und ohne förmlichen Tact? Ein gekleideter Körper, ohne Geist und Seele: der eben so uneigentlich ein Gesang heisset, als eine Leiche ein Mensch. Zwar es sind Klänge und Intervalle, es sind Glieder und Gliedmaßen da; aber wo bleiben denn die Bewegungsfedern? wo ist der silberne Strick?

§. 132. M. muß, auf seiner verdorbenen Singbühne, kein rechtes Duet, kein Trio, keinen ausgearbeiteten, vierstimmig concertirenden Satz jemals gehöret haben, woran sich auch einige seiner seichten Landsleute, im Opernmachen, wenig oder gar nicht wagen; sonst könnte er unmöglich, wie ers doch thut, so platterdings und durchgehends den wunderlichen Ausspruch geben: "daß der eine "Sänger müßig und stumm da stehet, wenn "der andre eine Arie singt." Wahr ist es, die meisten welschen Singspiele bestehen fast gänzlich aus lauter eingeflickten Solis, wo sich zur Zeit nur eine Person allein hören läßt; wer aber zwingt ihre Versmacher zu einer solchen unvernünftigen Einrichtung?

§. 133. Inzwischen ist es doch auch mit dem

freyen

freyen Reden und Sprechen im täglichen Umgange sowohl, als auf Comödienbühnen, gewissermaßen, nicht anders beschaffen, als daß der eine so lange schweigen muß, bis der andre fertig ist: welches fürwahr in vielen Trauerspielen, ohne Gesang und Klang, oft so lange währet, daß man alle Geduld dabey verliehret, und das alternare nates spielen muß. Ja, was noch mehr ist, es können wohl viele Personen zusammen singen und spielen; aber redende müssen nothwendig auf einander warten, und können ihre Worte, ohne die größeste Unordnung zu verursachen, niemals vorbringen. Wer spricht, macht immer ein Solo.

§. 134. Dieser Umstand gereicht also der musikalischen Schaubühne zu desto größerm und besonderm Vortheil, je unmöglicher es den Comödianten ist, denselben zu erhalten. Wer sich nun eines solchen wichtigen Vorzugs klüglich zu gebrauchen, und bescheidentlich mit der Einführung verschiedener Zusammenstimmungen zu verfahren weiß, den darf man nicht beschuldigen, daß er seine Sänger lange müßig und stumm da stehen lasse. Die Alten wusten solches gar wohl, und hatten immer in der Comödie einen Chor von 24, in der Tragödie aber einen von 15 Personen, die mit einander zu Zeiten concertirten.

§. 135. Die ganze muratorische Beschuldigung ist nicht nur in Betracht der Schaubühne ungegründet; sondern auch in Ansehung der Zuhörer fast lächerlich: weil diese, nach obiger Redensart,

alle mit einander zehnmal müßiger und stummer seyn müßten, als die Acteurs; wenn gleich kein harmonischer Ton vernommen, sondern nur geplappert werden sollte. Eine ganze Kichengemeine bestünde sodann, auch bey währender Predigt, aus lauter müßigen und stummen Personen. Da käme recht was scharfsinniges heraus!

§. 136. Noch eine schöne Hauptfrage ist diese: **Wer hat wohl einen Menschen gesehen, der im gemeinen Leben öfters einerley Worte und Gedanken wiederholet, wie in Arien geschiehet?** Um nun hierauf zu antworten, schliessen wir zuvörderst das gar gemeine Leben von aller Nachahmung in den Singspielen gänzlich aus; und wollen hiernächst, ohne uns auf die sehr häufige Wiederholungen in schriftmäßigen Liedern, wovon oben §. 116. schon etwas vorgekommen, fernerhin zu berufen, den Leser nur, statt vieler Exempel, auf die 472 S. des vor uns liegenden Stückes der crit. Beyträge selbst verweisen, wo sich eine saubere Kartenspielerinn über ihre unglückliche Blätter, mit ekelhaften Wiederholungen, und zwar im ganz gemeinen Leben, mit einerley niederträchtigen Worten und Gedanken, ohne alle Melodie, auf das heftigste entrüstet. Tausend dergleichen stoßen täglich auf, nicht nur bey wiedrigen, sondern auch bey angenehmen Gemüthsbewegungen. Man untersuche die Sache recht: was gilts, die Wiederholungsfragen werden sich bald vermindern, und nicht wiederholet werden.

§. 137. Ueberhaupt mögen sich bey bey dieser

Gele=

Gelegenheit die einseitigen Verfechter der abgesonderten Dichtkunst, samt den mit ihnen nicht selten vereinbarten Aufsätzigen wohleingerichteter Musik, so viel zur dienstlichen Nachricht gesagt seyn lassen, wenn sie es nur recht begreifen wollten: daß alle ihre Einwürfe in der That weit mehr wieder die bloßen Worte, Verse oder Reimen, als wieder das Singen und Spielen gerichtet sind, und sie also auf ihre eigene Brustwehren losschiessen; welches denn absonderlich aus dem neunten Artikel unsrer ofterwehnten Beyträge zu erweisen stehet, da nämlich behauptet, und hernach weiter hin noch mehr bekräftiget wird, daß eine gereimte Comödie nicht gut seyn könne. Wie wäre es denn, wenn ich nun eben das von gereimten Opern sagte, sie mögten comisch oder tragisch seyn?

§. 138. Was kann unwahrscheinlicher herauskommen, als daß sich die Leute insgemein, ich will nicht einmal sagen reimweise, sondern nur in abgezehlten, nettgemessenen Sylben und erwehlten Wörtern, täglich oder im gemeinen Leben unterreden? Allein wir haben nicht nöthig, so weit zu gehen; so lange die Gegengründe, welche Herr J. E. Schlegel zum Behuf der Verse und Reime in einem Lustspiele (vielmehr in einem Trauerspiele angeführet hat, gleichfalls zur Vertheidigung der Musik in Opern völligen Platz finden. Einige dieser Gründe sind so ausgesucht, ächt und bündig, als neu. Man lese das 24 Stück crit. Beytr. No. 3. ingleichen die Abhandlung von der Nachahmung St. 29. S. 46. Doch, was schadts,

wenn wir gleich hier versuchten, uns die Gedanken des Herrn Schlegels, mit einer kleinen unschädlichen Erweiterung, zuzueignen? Man nehme das Thema von ihm an, und führe es etwa folgender Gestalt aus.

* * *

§. 139. Wieder die Unwahrscheinlichkeit und Unmöglichkeit, auf dem Theatro in Versen zu reden, wird uns gezeiget, daß alle künstliche Nachahmer sich eine gewisse Materie, um darauf zu arbeiten, mit völliger Freyheit wehlen mögen. Der Bildhauer z. E. nimmt Stein oder Holz dazu; der Mahler eine ebene Tafel, ein Tuch, eine glatte Wand ꝛc. Einige thun es der Natur mit Farben nach; andre nur mit Licht und Schatten. Viele verrichten es in Lebensgröße; viele ins kleine u. s. w.* Wer verbietet solches? Und wo stehet es im Buche der Vernunft geschrieben, daß der Musikus und Poet seine Nachahmung nicht mit harmonischen Klängen, mit Melodien, mit Versen und Reimen anstellen, mithin dazu diese besagte Materie erkiesen dürfe?

§. 140. Wenn ein nachgeahmtes Bild in allen und jeden Stücken seinem Vorbilde oder Original gänzlich gleichte, so wäre es mit demselben einerley; und das solls eben nicht seyn: ja, es kann nicht einmal seyn. Denn in der ganzen Welt ist kein

* Watau behält seinen Ruhm, ob er gleich nur lauter kleine Bilder gemahlet hat, und zu großen Figuren ganz unfähig gewesen ist.

kein Ding dem andern völlig ähnlich. Wenn alle mögliche Aehnlichkeiten zwischen dem Vorbilde und der Abbildung desselben, ohne Ausnahme, in Acht genommen werden müßten; so würden 1) nicht nur die Klänge und Verse aus den Schauspielen verbannet seyn; sondern es dürften auch gewöhnliche Personen nicht einmal ungebunden so rein und richtig reden, als ob sie darauf studiret hätten, und in die Schule deswegen gegangen wären. Es könnte, 2) wahrscheinlicher Weise, eine einzige Handlung an einem einzigen Orte nicht geschehen, ohne durch andre Handlungen, welche im gemeinen Leben unsre Geschäfte so oft unterbrechen, gestöret zu werden. Es wäre auch 3) nicht möglich, daß alle Personen, zu eben der Zeit, und nach eben den Worten, wie wir sie haben wollen, auf- und abtreten sollten; andrer Unwahrscheinlichkeiten zu geschweigen. Mich deucht, diese drey sind hinlänglich.

§. 141. Wer etwas mit Gold und Silber wirket, ist deswegen eben so wenig zu tadeln, als wer etwas mit Tusch oder Sot abzeichnet. Die mit ausgebrannten Kohlen oder Dinte reissen, sind darum nicht zu schelten, daß sie keine natürliche Farben dazu gebrauchen. Wer ein menschliches Bild in weissem Marmor hauet, von dem kann ja niemand fordern, daß er es mit Fleischfarbe anstreichen, oder die dazu gehörigen Pferde und andre Thiere eben darum mit rauchen Fellen überziehen soll, damit sie Haare bekommen, und der lieben Natur kein Abbruch geschehe.

§. 142. Wenn der Künstler etwa einen Raben aus gediegenem Silber, oder eine Taube aus grünem Glase verfertiget, und den einen ganz klein, die andre aber sehr groß macht, wird auch gefragt: Ey, wer hat jemahls einen solchen kleinen weissen Raben, und eine solche große, grüne, durchsichtige Taube von Metall und Glas gesehen? Das ist ja gar nicht wahrscheinlich. Freylich ist es, nach sothanen Umständen zu rechnen, nicht so; aber eben darum ist unser Vergnügen desto empfindlicher, weil wir, ungeachtet der fremden Farbe, Größe und Materie, dennoch den Raben und die Taube gar deutlich erkennen, und die nette Arbeit bewundern.

§. 143. Besetzet man nicht die güldnen Ordenskreuze mit den vortrefflichsten Edelsteinen? ohne daß jemahls ein Mensch in der Welt an dergleichen kostbarem und geschmücktem Quaalholze gestorben wäre. Kenner sehen es doch alsofort, ob ein gemeines, oder ein Andreaskreuz dadurch abgebildet werde. Hängt man nicht ganze, aus Schmelzwerk gemachte Elephanten mit Thürmen an einen breiten, blauen, seidenen Band, und trägt sie auf der Achsel, ohne zu fragen: Wie kann das möglich, gegründet oder wahrscheinlich seyn? Solches beweiset gnugsam, daß die Art und Weise, Größe, Farbe, Zierde, Ausschmückung, 2c. wie und wo man die Natur und Gestalt eines Dinges nachahmen will, durchaus willkührlich ist, und daß eine Nachahmung nur so viele Aehnlichkeit mit dem Urbilde aufweisen darf, als zu dessen augenblick-

licher Erkennung genug ist. Sie ist alsdenn zureichend gegründet.

§. 144. Da nun das Vergnügen, welches man aus geschickter Nachahmung empfindet, der wahre Endzweck und die einzige Ursache ist, warum wir die Natur nachahmen; so verfehlet man dieses Zwecks den Augenblick, da das Vergnügen aufhöret. Alles Vergnügen aber entstehet aus Bemerkung einer angenehmen Verschiedenheit gewisser Ordnung und Verhältnisse. Durch sothane Ordnung, welche eine Verschiedenheit und Veränderung nothwendig erfordert, vergnügt uns auch die Nachahmung: indem wir des artigen Unterschieds zufällig, und doch dabey der wesentlichen Aehnlichkeit wirklich und vorzüglich wahrnehmen. Das ist ein Contrast, der uns behaget.

§. 145. Nimmermehr kann ein solches Wohlgefallen in uns erwecket werden, wenn das Urbild mit der Abbildung just einerley, und eben dieselbe Gestalt hat, als 1 - 1, 2 - 2; oder ein Paar Häuser, deren eines mit dem andern in allen Stücken übereinkömmt. Man kann nicht einmal sagen, daß da eine Nachahmung sey. Alsdenn höret, mit der Verhältnisse Verschiedenheit, auch zugleich das Vergnügen auf, welches sonst aus dem Gegenstande und Vergleich des einen mit dem andern entspringet. Es gilt demnach die beständige Regel hier: **Man soll in denjenigen Dingen, welche nachgeahmet werden, das Abgebildete, seinem vorgesetzten Muster niemals**

mals so ähnlich machen, daß kein merklicher Unterschied dazwischen sey.

§. 146. Die Erfahrung bekräftiget diese Regel in allen und jeden Nachahmungskünsten. Wo findet man z. E. solche geschmückte Hölen in den Wildnissen, die mit so vielen auserlesenen Muscheln, Erzten, Corallen ꝛc. in ordentlicher Unordnung ausgesetzet und gezieret sind, als unsre blinkende Grotten und gekräuselte Brunnenwerke in großen Gärten? Wo findet man in der Natur, wie in den Wasserkünsten, daß Menschen, Thiere und andre vorgebildete Dinge aus allen Leibesöffnungen, Vasen und Löchern ein stark stralendes Wasser in unglaublicher Höhe herausspringen, und solches in allerhand dazu bestimmte Figuren hervorbrechen lassen? Auf welchem Dorfe trift man wirkliche Bauerweiber an, die in Seide und Sammt, mit Gold und Edelsteinen gezieret, einhergehen, so wie doch bey den Wirthschaften an hohen Höfen geschiehet? Alles Vergnügen, so wir aus dergleichen geschmückten Nachahmungen empfinden, bestehet hauptsächlich darin, daß die Grotten den Hölen, die Springbrunnen den Quellen, und die Damen den Bäurinnen zwar ähnlich und überaus kenntlich, aber dabey noch viel schöner sind.

§. 147. Wenn man, Statt der gemahlten Schieber, wirkliche Häuser oder dergleichen Dinge auf einem Schauplatze bauen, oder ordentliche Gärten und bewurzelte Lustwälder daselbst anlegen wollte, das wäre keine Nachahmung, sondern ein elendes Original; aber lange so angenehm nicht, als die ge-

gewöhnlichen Scenen, Wände, Decken und andere Verwandlungen des Theaters, in einem oder anderm Spiel. Ich habe selbst, in meiner Jugend, ein Pastoral mitgemacht, da die Bühne mit der ansehnlichsten Orangerie von ungemeiner Grösse dergestalt ordentlich besetzet war, daß es nicht anders ließ, als ob die wirklichen Stämme aus dem Fußboden herausgewachsen wären, indem die großen Zuber unter den Brettern verdeckt stunden; aber es sah doch hölzern aus, und hatte kein theatralisches Geschicke; es kam den Augen gar zu natürlich vor, und überließ ihnen nichts zu errathen oder zu entdecken; es benahm den Zuschauern die Lust, welche eine Nachahmung giebt, indem es keiner erdichteten Vorstellung, keinem Spiel, sondern, in rechtem ungezweifelten Ernste, einem wahren Lustwalde gleichte.

§. 148. Wollte man z. E. in einem Singspiele, von Erschaffung der Welt, oder bey einer andern Gelegenheit, lebendige Löwen, Tiger, Bären, Pferde, Ochsen u. s. w. einführen, das würde zwar ein sehr natürliches Ansehen haben; aber ein ekelhaftes, und vielleicht gefährliches Geschäfte abgeben. Solches alles lässet sich weit besser gemahlt, als lebendig, auf der Bühne ansehen: und ich weiß mich zu erinnern, daß die hölzerne mit Pferdehaaren regierte Mäuse des Diogenes, bey seinem Fasse, eine viel bessere Wirkung auf dem Theater gethan haben, als alle natürlich herumfliegende Sperlinge, in einem Opernparadiese, die der Spectator anführet.

§. 149. Gesetzt auch, man könnte wohl was anders finden, die Nachahmung von dem Original in einem Schauspiele zu unterscheiden; so kann doch wenigstens nichts bessers und vollkommeners, als die Musik und Poesie dazu erdacht werden. Das Singspiel läßt bey seiner Nachahmung nichts von demjenigen aus, das sich vorzustellen geziemet; und weiß doch, vermittelst der Musik, einen merklichen Unterschied, zwischen dem Urbilde und seiner Abbildung, zu machen. Es ahmet die Oper die ungemeinste Verrichtungen der vornehmsten Personen auf eine gleichmäßig vornehme und ungemeine Art nach. Handlungen, Sitten, Worte, Kleidung, Geberden und Stimmen kommen immer völlig mit einem wahrhaften, ausnehmenden Geschäfte überein; da indessen die harmonischen Klangzüge und der rührende Gesang diese bloße Vorstellung von einer wirklich gegenwärtigen Begebenheit, auf eine angenehme Art, künstlich unterscheidet.

§. 150. Ich brannte mir, als ein Mutius Scävola, die Hand, und entleibte mich, als ein Antonius, auf dem Theater. Mein Singen und das Accompagnement hinderte die Aehnlichkeit dieser Thaten so wenig, daß viele Zuschauer aus Angst ein Geschrey erhuben; andre aber erblaßten, und den Mund aufsperrten, als ob es recht wahr gewesen wäre. Ja, ich selber verlohr die Farbe dabey; ob ich gleich am besten um den Possen wußte. Die Wiedersprecher müssen mir hier ihre persönliche Erfahrung entgegen setzen; sonst schlagen

sie einen Bloßen. Die Zeit- und Tonmaaße, als zufällige Dinge, verhindern also keinesweges, daß die, bey gehörigen Geberden, abgesungene Worte, mit den wahrscheinlichsten Gründen dessen, der sie geschickt vorbringt, nicht auf das genaueste übereinstimmen, und ihre gehörige Wirkung thun sollten.

§. 151. Gesungenen Worten überhaupt kann niemand die gröẞeste, innerliche Wahrscheinlichkeit absprechen, weil diese Wahrscheinlichkeit nicht in dem äusserlichen Schmuck der Melodie, sondern im gescheuten Ausdruck der Herzens-Gedanken, und also in dem wahren Wesen der Dinge selbst, zu suchen und zu finden ist. Der Gesang ist ja nichts anders, als ein Erhöhungsschmuck, eine Verherrlichung oder Vergrösserung der gemeinen Rede. Und es weiß ein jeder Gelehrter, daß die Grösse oder Erweiterung und Erhöhung, auch sogar in mathematischen Dingen, keine Aehnlichkeit aufhebet; vielweniger kann sie solches in der bloßen Nachahmung thun, wenn gleich Farbe, Materie rc. dazu kämen.

§. 152. Das Singspiel unterscheidet sich demnach von einer wahrhaften Handlung dadurch, daß es, nächst der geziemenden Aehnlichkeit, nicht nur die Poesie, sondern noch eine neue Art angenehmer Ordnung, nämlich die Beystimmung musikalischer Klänge, einführet. Nun muß ja jedermann einräumen, daß eine Sache desto vollkommener sey, je mehr sie der Vollkommenheiten, die sich nicht wiedersprechen, zusammen verknüpfet. Da aber die Melodien, an ihnen selbst, die Aehn-

lichkeit

lichkeit der nachgeahmten Handlung mit einer wahrhaften im Grunde nicht hindern, sondern vielmehr erheben und beleben; so ist ein Singspiel auch deswegen einer bloßen Redeübung auf der Schaubühne vorzuziehen: weil es, nebst den übrigen Vollkommenheiten, noch eine Vollkommenheit mehr besitzet. Alle Einfälle erhalten so dann, wenn mit ihrer natürlichen Artigkeit die singende und klingende Harmonie verbunden ist, einen bessern Nachdruck und eine viel empfindlichere Anmuth. Luthers Worte, die auf unserm Titel stehen, wollen schon viel sagen, daß nämlich die Noten den Text lebendig machen:* denn, was solchergestalt erst lebendig gemacht werden soll, muß vorher wohl noch das rechte Leben nicht gehabt haben.

§. 153. Die Melodien vermehren demnach bey den Zuhörern nicht nur das gegenwärtige Vergnügen; sondern, da sie sich, durch eine dreyfache Nachahmung der Gedanken, Worte und Klänge selbst, dem Gedächtniß desto tiefer einprägen, verlängern sie die Ergetzlichkeit einer einzigen Vorstellung auf viele folgende Tage, und verneuern also gar öfters die erst genossene Lust: indem es eine längst ausgemachte Wahrheit ist, daß nichts so fest im Gedächtniße beklebet, als was gesungen oder gespielet wird. Warum? weil es mehr Leben und Vollkommenheit hat.

§. 154. Eine solchergestalt wohlgerathene Nachahmung erreget ferner noch eine andre Freude über die Kunst und Geschicklichkeit derer, die sie verfertigen

* Tom. VIII. Altenb. pag. 411. sqq.

tigen und zu Wege bringen. Hier verfüget sich zu dem vorigen Vergnügen ein frisches, nämlich der Begrif von den Vollkommenheiten derjenigen, die uns ein solches Vergnügen verdoppeln: und das thut ein gesungenes Schauspiel weit besser, als ein geredetes. In diesem letztern treffen wir oft nur einen bloßen Geschichtschreiber an, und keinen sonderlichen Unterschied zwischen den Auftritten verstellter, und den wirklichen zufälligen Unterredungen wahrhafter Personen; zumal wenns ungebundene Worte sind.

§. 155. Aber jede Zeile eines musikalischen Dramatis, wenn sie ächter Art ist, giebt uns, nebst der Aehnlichkeit mit einer besingenswürdigen Handlung, auch die wunderwerthe Kunst des Componisten zu erkennen. Alle Worte, absonderlich im Recitativ, müssen eben so natürlich mit einander verbunden seyn, als ob sie die Kunst künstlich verdeckten; sie müssen aus dem Munde der Singenden so fliessen, daß man denken sollte, diese Personen könnten von Natur ihren Vortrag nicht anders, als musikalisch, thun. Und wenn uns die bloßen Worte schon zu glauben verführen, daß wir die nachgeahmten Helden selbst wirklich vor uns sehen und hören; so erinnert uns der süsse Wohlklang dabey, daß es gleichwohl nur ein Kunstwerk sey, und erwecket so dann auf einmal, durch die wahrscheinliche Handlung, durch deren gescheute Nachahmung, und durch die verschiedene schätzbare Künste der Verfasser ein mehr, als dreyfaches Vergnügen. Poeten, Mahler, Maschinen kom-

men alle dabey in Betracht, und werden durch die Musik in ein helleres Licht gestellet. Seht! darum herrschen die Opern!

§. 156. Solcher Art Leuten, die man täglich vor Augen siehet und reden höret, kann man ja, bey einer Vorstellung im Spiel, jedem nach seiner Eigenschaft, leicht die gehörigen Worte in den Mund legen: das braucht wenig Nachdenkens, und es gehört fast gar keine Erfindungskunst dazu. Bey denjenigen Kennzeichen, die im gemeinen Leben vorkommen, haben wir uns gar nicht zu beschweren, daß die Redensarten nicht recht natürlich, und von allem klüglich erhabenen, musikalischen Wesen gar weit entfernet; aber auch eben darum desto verächtlicher sind. Oft fallen dergleichen Charactere viel natürlicher und ekelhafter aus, als es die Bescheidenheit wünschen mögte.

§. 157. Was würde doch für ein wunderliches Spiel entstehen, wenn man alles so roh auf die Bühne brächte, wie es der Markt giebt? Wo wäre die Seltenheit? Opern erfordern ganz was anders und ausserordentliches: auch selbst in ihren gewöhnlichsten Reden muß nichts kriechendes, nichts pöbelhaftes, nichts niederträchtig natürliches seyn. Zu den merkwürdigsten und auserlesensten Betrachtungen aber dienen die hervorragenden, auf das fleißigste ausgearbeiteten Melodien, welche man Arien, so wie das übrige Recitativ, nennet. Hiebey kann der Setzer, in jeglichem wichtigen Worte, solche Geschicklichkeit und Kunst an den Tag legen, daß der Zuhörer dadurch (obgleich nicht

nicht allezeit eben übermäßig, doch sattsam) ergetzet, vergnüget und erbauet werden muß, wenn er nur die geringste Aufmerksamkeit hat.

§. 158. Weiter, da ein starker Bewegungsgrund ist, warum wir in die Opern gehen, nämlich um die Kunst zu sehen, womit sie vorgestellet werden: indem ein jeder sonst die gedruckten Büchlein zu Hause lesen könnte; so hat man in der That auch deswegen gute Ursache, die Singspiele zu lieben, weil sie in der Vorstellungskunst den großen Vortheil an die Hand geben, einen mittelmäßigen Sänger von einem vortrefflichen Acteur sehr weit abzusondern. Solches gereicht den Zuschauern abermal zu einem besondern Wohlgefallen, dafern sie nur fähig sind, die Sache recht einzusehen und zu erkennen: denn nichts ist dem menschlichen Verstande erfreulicher, als wenn seine Scharfsinnigkeit und Urtheilskraft Recht hat.

§. 159. Es streitet ferner für die Singspiele, in so fern sie wirklich gesungen werden, der große, allgemeine Beyfall, welchen sie sich bey allen wohlgesitteten Völkern, unter denen noch wohl mancher **Muratori**, oder seines gleichen gewesen, seit undenklichen Zeiten erworben haben. Griechen, Römer, Franzosen &c. sind hierinn überhaupt preiswürdige Muster für die Deutschen; wenn man nur das Unrichtige davon abzusondern weiß.

§. 160. Gleichwohl weigern sich jene Critischgelehrten, dieser Meynung beyzutreten, und halten es, gleichsam wieder die ganze Welt, für natürlicher, wenn die Schauspiele nicht gesungen würden.

den. Woher? Der meiste Theil dieser Sonderlinge urtheilet nicht sowohl aus eigner Empfindung, als aus scheinbaren Gründen. Sie sind Feinde aller Verdienste, ausser den ihrigen, und hassen dasjenige herzlich, was etwa gut von statten gehet, ohne daß sie die Hand dabey haben; eben darum, weil es Beyfall erhält, es mag auch seyn, was es wolle. Die Opern herrschen: das verdriesset sie, und können es nicht bergen. Es gehet ihnen, wie denjenigen, welche ihren einmal eigensinnig angenommenen Lehrsatz zum wirklichen Versuch bringen, und sich dabey überreden, daß sie im Versuche selbst dasjenige gefunden haben, was sie vorhin schon eifrigst wünschten und festiglich glaubten.

§. 161. Wenn nun jemand erst einmal in diesen Umständen befindlich, und gegen die theatralische Musik eingenommen ist, so urtheilet er nicht mehr nach seiner eignen wahren Empfindung, die ihn, wie wir oben gesehen haben, ganz was anders lehret; sondern nach seiner vermeynten Vernunftregel, die ihn jedoch mit Vorurtheilen betrieget. So lange aber inzwischen die deutliche Empfindung des Vergnügens bey alten und neuen Exempeln ausser allem Streit ist, so lange sind auch die Einwürfe dagegen, wenn sie noch so geklügelt wären, zwar für gelehrte, doch für leere Grillen zu achten. Un sentiment vaut mieux qu'un raisonnement. Was ich empfinde, gilt in diesem Stücke mehr, als ein vermeynter Vernunftschluß.

§. 162. Ist es einem Mahler erlaubt, alle Schön-

Schönheiten aus verschiedenen Gesichtern zusammenzunehmen, um dadurch ein einziges zu wege zu bringen, das noch vollkommener sey, als es die Natur sonst bey einander zu zeigen gewohnt ist: warum denn sollte es auch nicht vergönnet seyn, mit Versen und Melodien, wenn sie gleich nicht ursprünglich dahin gehörten, die Schauspiele zu zieren, und ihnen dadurch mehr Vollkommenheit beyzulegen, als die täglich natürliche Handlungen der Menschen sonst haben? Unsre große und kleine Perüken, ja, selbst die greulichen Haarbeutel mit ihren unmäßigen Bändern, sind keinem anstößig; sie werden vielmehr für artig gehalten; ob sie gleich das natürliche, auf dem Haupte gewachsene Haar, mit sehr vielen Zusätzen, weit übertreffen. Unter allen Nachahmungen ist wohl kaum eine zu finden, die größerer Ausschweifung unterworfen ist, als dergleichen Kopfschmuck; und doch dabey genug Aehnlichkeit aufweiset. Der entsetzlichen Reifröcke nicht zu gedenken, die sich von dem natürlichsten Zweck aller Kleidung weit und breit entfernen.

§. 163. Eine einzige Sache hat eine solche Menge besonderer Verhältnißarten ihrer Theile, als sie Beschaffenheiten darleget. Man bedenke das unzehlbare Wesen, und sage denn, ob es nicht der Aehnlichkeit schon ein Genügen leiste, wenn die Theile zweyer Dinge, in Absicht auf eine oder andre vornehmste Beschaffenheit, bey der Nachahmung einerley Verhältniß mit einander haben? Sowohl den Grad der Nachahmung, als ihren Unterwurf zu wehlen, ist und bleibt jederzeit willkührlich.

§. 164. Einem Poeten z. E. kann man ja nicht zumuthen, daß er die Musik zum Subject seines Bildes mache; und einem Meister der Musik wird niemand aufbürden, daß er seine nachahmende Helden nur reden, und nicht singen lasse: denn sein Unterwurf ist die klingende Harmonie, und es stehet ihm allerdings frey, solchen Unterwurf zu wehlen, weil sich keine Nachahmung so weit, als auf das Wesen des Subjects, erstrecken kann. Daher thut man Unrecht, ein Bild deswegen zu verdammen, weil es gewisse Beschaffenheiten an sich hat, die in dem Vorbilde fehlen. Und wer aus diesem Ungrunde die Musik in den Schauspielen misbilliget, der kann sie, aus eben der Ursache, weder in einem Kammerconcert, noch in der Kirche selbst, nimmermehr für gut halten: sintemal diejenige wahrhafte Person, die man in einer Cantate, in einer Paßion, oder in einem Oratorio nachahmet, eben so wenig, natürlicher Weise, singend geredet haben wird, als der Opernheld oder die Scenennymphe. Es ist dort eben sowohl, als hier, etwas in dem Bilde, das in dem Vorbilde nicht ist.

§. 165. Ein gleiches läßt sich von allen Arten und Gattungen der Gedichte sagen, man singe sie, oder singe sie nicht. Poesie und Tonkunst müßten nothwendig beyde zugleich, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit, gänzlich aus der Welt verbannet werden, wenn Muratori und seine Genossen mit ihrem Einreden bestünden. Nun urtheile ein jeder, ob man nicht hohe Ursache habe,

sich

sich diesen weitaussehenden Handel ernstlich angelegen seyn zu lassen, und sich demselben zu widersetzen. Aristoxenus ist nur ein Handlanger bey diesem Proceß. Wenn diejenigen, so ihn etwa verliehren, sich zu beklagen haben, so belieben sie doch des Gerichtsschreibers zu schonen.

§. 166. Uns ist zwar nicht unbekannt, was in einer zwoten Vertheidigung der nicht gereimten Comödien beygebracht worden; weil aber das meiste daselbst auf den eigentlichen Reim in den bloßen Lustspielen ankömmt, wobey jedoch die Verse an sich gebilliget werden, so dienet solches eben nicht sonderlich zu unserm Zweck. Vielmehr bemerken wir, daß diejenige Ursachen, warum ein Trauerspiel nothwendig in Versen geschrieben seyn müsse, sich sehr wohl auf die Musik der tragischen Opern, oder traurigen Singspiele, passe. Man findet sothane Ursachen in den crit. Beytr. St. 28. S. 647. und wir müssen, um nicht weitläufiger zu werden, den Leser dahin verweisen.

§. 167. Opern und Opernspieler, so wie sie mehrentheils noch itzo beschaffen sind, gedenke ich, in ihren Thorheiten, nimmermehr zu vertheidigen: wie aus folgenden und vielen andern Proben sattsam abzunehmen seyn wird. Schon ehe es mir verboten ward, habe ich sie oft mit Verdruß angehöret. Anitzo bin ich noch vielweniger dabey intereßiret, als vorhin. Natürliche Gebrechen reden einem bisweilen das Wort. Das ewige Fiddeln, das unverständliche Sylbendehnen, die verdrießliche Länge und sehr viel andre unartige Din-

ge sind es, die ich, bey jeder Gelegenheit, scharf mitgenommen habe. Wer auch 15 Jahr bey dergleichen Unwesen gehauset hat, wird in jedem dramatischen Stücke leicht mehr, als eben so viele Hauptmängel angetroffen haben; seine eigene Fehler ungerechnet.

§. 168. Nur dahin gehet mit dieser Schrift meine unvorgreifliche Meynung, daß man gar wohl, so, wie wir dergleichen schon an der deutschen Comödie erlebet, auch vernünftige und von allem Wust gereinigte Singspiele anstellen könnte, worinn keine Ungebührlichkeiten vorkämen, worinn die Musik nicht gemisbraucht, noch durch sie der Wortverstand geschwächt; sondern diese Kunst, ihrer wahren Eigenschaft nach, zur mäßigen Bewegung der Gemüthsneigungen, zu deren Dämpfung, und durchgehends zu hohen Sachen, absonderlich für hohe Häupter, nachdrücklich, vorzüglich und bescheidentlich angewandt, auch alles dasjenige vermieden würde, was matt, anstößig, niederträchtig, unnatürlich, oder in der That unwahrscheinlich und ekelhaft herauskömmt. Alsdenn dürfte man das Singspiel wohl nicht mehr für eine Misgeburt und Vereinigung von tausend Unwahrscheinlichkeiten schelten.

§. 169. Meines wenigen Erachtens ist ein gutes Operntheater nichts anders, als eine hohe Schule vieler schönen Wissenschaften, worinn zusammen und auf einmal Architectur, Perspective, Mahlerey, Mechanik, Tanzkunst, Actio oratoria, Moral, Historie, Poesie, und vornehmlich

lich Musik, zur Vergnügung und Erbauung vornehmer und vernünftiger Zuschauer, sich aufs angenehmste vereinigen, und immer neue Proben geben. Der verständige Liebhaber aber befahret sich aus der gesungenen Vorstellung so wenig unangenehmes von dem angeschuldigten unnatürlichen, daß er vielmehr mit Unwillen die Natur einer so schönen Zusammensetzung verstümmelt achten würde, wenn das Singen abgehen sollte; welches er vorher nicht nur gewußt und erkannt, sondern, zur Vollkommenheit seines Vergnügens, gewünschet und verlanget, auch die rigueur des abstracten, sonstigen, natürlichen, mit Vorwissen, willig und gern in die Schanze geschlagen hat. Es ist ja nichts wohlfeiler, als, mit Uebersehung eines kleinen unnatürlichen, ein großes natürliches Vergnügen zu erkaufen. Man erinnere sich nur, daß es eine bloße Vorstellung ist: wer dieses vergisset, erweiset dem Theater zu viel Ehre.

§. 170. Ohne solche wohlangelegte Pflanzgärten aber, als die Opern hier beschrieben werden, muß endlich die beste Musik, samt der ärgsten, ersterben und verderben, ja, in den Kirchen selbst nicht länger eine bleibende Stäte haben. Der Singbühne Verfall ziehet den Verfall des ganzen musikalischen Wesens nach sich: worunter Gottes Lob und Ehre denn auch leidet, welches viel wichtiger ist, als alles andre. Da wäre denn der siebende Punct, welcher etwas lang gerathen ist. Um nun das eine zu befördern, und das andre zu verhindern, so viel in unsern Kräften stehet, wollen

len wir noch einige unentlehnte Anmerkungen über das sogenannte natürliche der Musik überhaupt in den Opern beybringen, und hernach deutlich zeigen, worinn eigentlich das unnatürliche der Melodien insbesondere und an sich bestehet.

§. 171. Gleichwie man in der Mahlerey (ich kann kein besseres Gleichniß finden) zwar freylich die Natur zum Grunde seiner Arbeit legt; dennoch aber dieselbe durch Kunst, und nach Anleitung alter Werke, die etwas mehr haben, als die bloße Natur giebt, in ein feines, gefälliges und anziehendes Licht stellet, so, daß eine kluge und bescheidene Erfindung oder Erdichtung gewiß ihre ansehnliche Rolle dabey spielet: also ist es auch erforderlich, in den Singspielen diejenigen unschuldigen Ausschmückungen anzubringen, die der Natur desto weniger Abbruch thun, je mehr sie dieselbe durch Kunst und Geschicklichkeit erhöhen.

§. 172. Etwas Zusatz muß nothwendig eine Abbildung, ein Ebenbild haben; sollte es auch nur ein wohlgeworfenes Gewand seyn, welches sonst bey dem Original weder gebräuchlich, noch vorhanden ist. Schildereyen oder Portraits in gewöhnlicher Tracht oder Kleidung sehen immer steif und stumpf aus, wenns auch königliche Bilder, und die Moden schon so alt wären, daß sie wiederum aufs neue für neu gelten könnten. Natürlich ist nicht allemal manierlich. Was man bey den Bildhauern Antiquität nennet, muß mit der Natur, welche in diesem Verstande das sinnliche Wesen bedeutet, nicht nach ihren Zufällen,

die

die bisweilen wunderlich aussehen, sondern nach ihrer Vollkommenheit, daran es oft mangelt, klüglich vermischet, und ein gutes Theil dieser letztern dazu erdichtet werden, wenns Art haben soll. Wir wollen eines berühmten Mahlers Beyspiel hersetzen.

§. 173. Es wird an **Rembrand von Rhyn** billig getadelt, daß er bey seinen Pinselwerken weder die Richtigkeit des Risses, noch den Geschmack des Alterthums in Acht genommen, und daß sein Zweck nicht weiter gegangen, als auf die genaueste Copey der lebenden Natur, welche, seiner Meynung nach, in nichts anders bestehen könnte, als in den erschaffenen Dingen, und zwar nur so, wie sie sich den Augen zeigten. Das war irrig. Man bemerkt in seinen Stücken weder des **Raphaels**, noch der alten Mahler und Bildhauer kühne Züge: vielweniger deren sinnreiche Erfindung und angebrachte Zierlichkeiten; sondern nur bloß dasjenige platte und steife Wesen, welches er der Stellung natürlicher Dinge und seinem Gesichte, nicht seinem Geiste, zu danken hatte. Es war nicht einmal eine ausgesuchte oder wohlgewehlte Natur; wiewohl er dieselbe, so wie er sie denn auch angetroffen, recht wunderbarer Weise nachgezeichnet, und gleichsam, so zu reden, von Wort zu Wort abgeschrieben, sich auch eben dadurch seinen ganzen Ruhm erworben hat, der viel grösser gewesen seyn würde, wenn er sich nicht so sehr an das natürliche gebunden, und mehr Freyheit gebraucht hätte. Die Kenner der Mahlerey nennen solche

Freyheit poetische Dichtungen. Die eigentliche Aehnlichkeit der Portraiten kam hierauf nicht an; aber die artige Stellung, wenn es daran wirklich fehlte, wußte Rembrand nicht zu ersetzen: und mit historischen Stücken durfte er sich dieserwegen wenig oder gar nicht abgeben.

§. 174. Im Mahlen will es demnach, so wie in Singspielen, welches klingende Gemählde sind, mit der nackten Natur nicht ausgerichtet seyn: diese muß, wie gesagt, freylich allemal dabey zum Grunde liegen; allein in Künsten erfordert sie gewisse Zusätze, einen auserlesenen, wohlangebrachten Schmuck, wenn schon, unsers Bedünkens, nicht immer die allerstrengeste Wahrscheinlichkeit, in jedem Umstande, dabey den Vorzug haben sollte. Was ist z. E. wohl schöner in den Gärten, als die große, alle gewöhnliche Menschenhöhe weit übersteigende Bildsäulen von Marmor oder vergüldeten Metall zu sehen, es sey in der Nähe, oder in der Ferne, zu welcher letzten sie eigentlich gemacht zu seyn scheinen? Ob man gleich von selbsten versichert ist und wohl weiß, daß sie die Natur weder daselbst, noch irgend anderswo, auf solche Weise, nie hervorgebracht noch gepflanzet hat; auch daß sie, natürlicher Art nach, von weitem viel kleiner aussehen, und mit ihren Neben- oder Gegenständen billig einen richtigern Verhalt haben müßten, wenn mans genau nehmen wollte.

§. 175. Es ist bekannt, daß die Griechen und Aegyptier diese Wahrscheinlichkeit, darauf wir bisweilen gar zu mathematisch dringen, und ihren Abgang

gang doch in tausend Sachen mit Lust billigen, oft allen Fleisses in ihren Nachahmungskünsten vermieden, und vorsetzlicher Weise nicht beobachtet haben: wovon unter andern die Pyramiden, Amphitheatra und Colossen zeugen. Protegenes fällt mir hiebey ein, von dem man lieset, daß er sich bemühet, seine gemahlte Sachen wahrhaftig, nicht wahrscheinlich, zu machen. Indem er nun also von seiner Kunst zu viel forderte, kam er darin mehr zurück, als vor sich.

§. 176. Hingegen giebt man dem Parrhasius das Lob, daß er die Leiber, nicht wie sie die Natur hervorgebracht, sondern wie solche die Natur billig hätte hervorbringen sollen, vorgestellet habe. Wie Zeuxis seine nackte Helena aus den Schönheiten 5 andrer auserlesener Jungfern, wieder alle Wahrscheinlichkeit, verfertiget, ist bekannt. Und durchgehends laufen alle Nachahmungen ganz nackter Gemählde oder Bildsäulen, nach Adams Unschuldszeiten, wieder die Gewohnheit und den Wohlstand wohlgesitteter Völker: so grob hat es noch kein Theater gemacht; den Mahlern aber thut doch niemand was darum. Daß ich von den Centauris und andern unwahrscheinlichen Sinngeburthen nichts gedenke. Es bleibt demnach dabey:

So von Dichtern, als von Mahlern, kann man immer sagen,
Daß sie gleiche Macht besitzen, allerhand zu wagen. *

Daher

* — — — Pictoribus atque Poetis
Quaelibet audendi semper fuit aeque potestas. *Horat.*

Daher fragt sichs:
Sollten denn Melopoeten
Vor dem klugen Klang erröthen?

§. 177. Alle Schauspiele, damit ich die vermeynte Unwahrscheinlichkeit derselben desto mehr rechtfertige, führt man ja bey Nacht und Nebel, durch Hülfe brennender Lichter, auf. Wer sich darüber, wie meines Wissens noch nicht geschehen, zu beschweren die Mühe nehmen wollte, der mögte gar füglich fragen: Was ist das für eine Thorheit, für eine Unwahrscheinlichkeit? Es ist ja ganz wieder die Natur. Man stellet die anbrechende Morgenröthe bey angezündeten Kerzen vor: Kann was abgeschmackters seyn? Fackeln müssen leuchten, damit wir den Phaeton fahren sehen: ist das nicht lächerlich? Lampen gehören dazu, wenn wir den theatralischen Mond erblicken sollen: wie thören sich die Leute! Eine Handlung, die am Mittage vorgefallen, kann in der Nachahmung ohne Illumination nicht bestehen. Warum agirt man nicht lieber bey hellem Sonnenschein, wie die klugen Marktschreier? oder, wenns ja Nacht seyn soll und muß, warum gehen die Verlobten nicht mit einander zu Bette? Das käme denn viel natürlicher und wahrscheinlicher heraus!

§. 178. Man wills für unwahrscheinlich halten, wenn zwo Personen singend fechten, welches, meines Erinnerns, auf einer wohleingerichteten Opernbühne, buchstäblich genommen, nicht geschiehet; und hat doch nichts dagegen einzuwenden, wenn ein Gefechte bey Licht, reimend und in ab-

ge-

gemessenen Sylben, vorgestellet wird: da ja auch die hitzigsten Duellanten gerne des Tages erwarten, und sich alsdenn niemals poetisch herumschlagen. Vor und nach einem Zweykampfe findet das Singen eben so wohl, als das Reimen, füglich Platz; nur bey denen thätlich darin begriffenen Personen, so lange das Gefechte währet, anders nicht, als etwa ausrufend und recitirend. Don Quixotte und seine Windmühle will ich ausnehmen: denn die haben jederzeit ihre abentheurliche Freyheit. Ich sehe auch nicht, was bey einem solchen Kampfe die kriegerische Symphonie hindern könnte, welche solchen Falls große Wahrscheinlichkeit vor sich hat.

§. 179. Sollten inzwischen einige pöbelhafte Reimschmiede sich so weit vergessen, daß sie gar grobe Scheltworte in die Singspiele brächten, so sündigten sie hiemit wohl eben nicht allemal wider die Wahrscheinlichkeit; aber es litte doch der Wohlstand darunter, und die Musik kann desfalls keine Schuld tragen, indem ihr und ihrem Zweck dergleichen Undinge ganz entgegen laufen. Ein vernünstiger Setzer wird ein solches rauhes Wesen schlechterdings verwerfen, und dem Reimer seinen Unverstand bald anzeigen.

§. 180. Derer aber, die sich mit einer angenehmen und beruhigenden Ode zum Tode bereitet haben, und die unser M. so wohl, als die berührten, auch unnatürlich und lächerlich machen will; oder derer, die ein herbes Schicksal singend beklagen, sind ja, ausser dem Theatro, unzehlige vorhanden,

warum denn auch nicht auf demselben? Es ist wohl nichts tröstlicher, als daß man sich, wo es geschehen kann, auf dem Kranken- und Todesbett- etwas liebliches vorsingen oder vorspielen läßt. Hat ihm nicht eher ein König zu Grabe gesungen? Kann wohl ein Geschäfte ernsthafter seyn, als die Trennung Leibes und der Seelen? Es kömmt also, im Grunde, auch von dieser Art nichts unnatürliches oder abgeschmacktes durchs Singen in die Schauspiele; als nur, was unnatürliche und abgeschmackte Versifexen oder alberne Notenklecker, aus Thorheit und Unverstand, hineinflicken.

§. 181. Solche Dinge muß man keinem vernünftigen Dichter, vielweniger einem gescheuten Componisten zur ungebührlichen Last legen; ob sie gleich beyderseits ziemlich rar sind: denn in den wenigsten musikalischen Sätzen (ich gestehe es mit Leidwesen) findet man einen ordentlichen und richtigen Ausdruck der Leidenschaften; in den wenigsten Oratorien eine rechtschaffene Aufmunterung zur Andacht; auf den wenigsten Singbühnen etwas rührendes u. s. w. Aber darum ist die Sache nicht verlohren.

§. 182. Die Menge der Ignoranten hindert nicht, daß man doch noch hin und wieder solche Männer wirklich antrift, wenn man sie nur in Ehren hielte, welche der Kunst, die Gemüther zu bewegen, ernstlich obliegen, und es nicht bey blossen schönen Klängen, bey lauter Künsteleyen, mit Hintansetzung aller erforderlichen Aehnlichkeit, bewenden lassen; sondern das Gegentheil kräftig be-

weisen.

weisen. Ja, der gute M. kennet noch selbst, zu unserm Glücke, einen solchen verständigen Tonmeister, welcher die Musik mit dem Affect der Worte zu vereinbaren weiß. Das gestehet er; und ist also von der Möglichkeit derjenigen Kunst überzeuget; von welcher er kurz zuvor gesaget hatte, wenn ein Stück gesungen würde, wäre kein Mitleid, kein Schrecken, noch sonst eine edle Gemüthsneigung zu erregen. Es muß also ein Unterscheid gemacht werden.

§. 183. Zu solchem Ende wollen wir, was das mit Wahrheit sogenannte, unnatürliche Wesen in der theatralischen Musik betrift, anitzo zeigen, daß wir solches nicht daselbst zu suchen haben, wo es M. zu finden meynt; sondern an einem ganz andern Orte. Gleichwie es ein großer Trost für Leute seyn mag, die ein blödes Gesicht haben, wenn sie diejenige eckelhafte Personen nicht genau betrachten dürfen, denen z. E. das rothe in den Augen, das schwarze auf den Zähnen, das weisse auf den Lippen, das blaue auf der Nase, ein Höcker auf der Brust, der Bauch auf dem Rücken sitzet u. s. f. Also mögen sich auch die schwachen Ohren nicht sonderlich darüber grämen, daß sie die am unrechten Orte befindliche Schönheiten einiger unvernünftiger Tonkünstler, selbst einiger großvermeynten und berühmtesten Meister, nicht hören dürfen. Damit nun keiner denke, man fechte mit dem Winde oder mit dem Schatten, so sollen ein Paar kenntliche Proben von derjenigen Uneinigkeit alhier erscheinen, in welcher der Ver-

stand und die gesunde Vernunft mit dem sogenannten Geschmack einiger heutigen theatralischen Componisten leben.

§. 184. Ohne gleichwohl von der sonst weltbekannten Geschicklichkeit solcher berühmten Setzer in der Harmonie und Melodie, für sich selbst betrachtet, noch auch von den jämmerlichen Gerippen welscher Flickspiele und ihrer Rhapsodien, als nugis canoris, alhier zu reden, wollen wir nur zwo exemplarische Anmerkungen machen über die eingewurzelte Ungereimtheit der Noten, der an sich wohlklingenden Noten; wenn man sie gegen die Worte hält, die sich darunter zwingen lassen müssen: eine Ungereimtheit, die in der That so groß ist, daß unmöglich ein vernünftiger Mensch durch dergleichen Virtuosengesänge, es sey denn durch den bloßen Schall,* gerühret, oder zur Empfindung, ja, nicht einmal zum Nachdenken der in den Versen enthaltenen Meynung und Leidenschaft, beweget werden kann: indem man vielmehr zum öftern, bey dem größesten Ach und Wehe, wieder seinen Willen, mit aller Freundlichkeit lächeln; bey muntren und frischen Vorträgen aber schier seufzen und weinen mögte, wo einer sich nicht eydlich verpflichtet und ein Gelübde thut, ganz gleichgültig zu seyn, es werde auch gesungen, was da wolle. Ich glaube, dergleichen Vorfälle

* Singen und lören thuts wahrlich nicht; da gehöret was mehr zu, nämlich: das rechte Argument, daß man wisse und verstehe, wovon man singet. Mörlin, conc. I. post Epiph.

le müssen unserm M. häufig aufgestoßen seyn, und ihm zu seinen besonders wiederwärtigen Gedanken Anlaß gegeben haben.

§. 185.

Erste Anmerkung.

Es lautet die Rede, aus dem Welschen übersetzet, folgendermaßen:

"Ach! laß doch solche Begierde fahren, ich "bitte dich, mein Abgott! Bedenke, daß du "mir lieb und werth bist, ja, daß ich in dir "nur lebe. Wenn du aber in dem entsetzli"chen Unterfangen umkommen solltest, so "würde auch mir die Seele ausgehen."

§. 186. Phädre, voller Betrübniß und Zärtlichkeit, will ihren Theseus mit diesen Worten vom Labyrinth abhalten. In dem ganzen Vortrage steckt nun nicht der geringste Anlaß zur Freude oder Lebhaftigkeit. Dennoch aber gehet die dazu gesetzte Musik, und absonderlich die singende Melodie, dermaßen hurtig, tändelnd, u. in vollen Sprüngen darüber her, als wenn ein Trupp Fastnachtsbrüder darnach tanzen sollte. Zwar kann man nicht leugnen, daß die schier sterbende, oder doch zum Ausfahren so geneigte Seele, nachdem sie vorher lange genug in ihrem üppigen Gesange herumgeschwärmet, endlich, bey dem Absatze des letzten Theils der Arie, und eher nicht, ein wenig kläglich thut; allein, bey Ergreifung des Da Capo bezeiget sie sich, dem ungeachtet, wieder so tummelnd, kurzweilig und hüpfend, als ob ihr kein Leid wiederfahren wäre, auch keines zu befürchten

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK

stünde. Ein einziges mal wird das Wort, bedenke, etwas bedenklich angestimmet; zehnmal hergegen, ohne alles Bedenken, in dem muthwilligen Reihencirkel immer mit fortgerissen.

§. 187.

Zwote Anmerkung.

Theseus singet, bey seiner Annäherung zum minotaurischen Abentheuer, also:

"Im Streite mit dem Ungeheuer wird mir
"die Liebe, welche ich zu meinem Vaterlande
"trage, den Heldenmuth vermehren. Das
"Werk ist schwer; die Gefahr ist groß; es
"gehören Künste und guter Rath dazu; kei-
"ne blinde Frauenliebe.

§. 188. Wenn man die heimliche Furcht und Angst für nichts rechnet, die aus diesen Worten abzunehmen, so wird doch alle Welt gestehen müssen, daß heldenmäßig gemeynte Reden auch nothwendig einen heldenmäßigen oder heroischen Gesang erfordern; aber den erwartet man hier vergeblich. Die Melodie ist mehr sprudelnd, als fest oder gesetzt; sie ist mehr ungestüm und pralerhaft, als gelassen und unverzagt; mehr poßirlich, als ernsthaft und männlich; mehr schwärmend, als standhaft; ja, mehr rasend, als tapfer. Gleich anfangs erhebet sich ein tobendes, trommetengleiches, wüstes und wildes Notengetümmel, mit sehr langen Trillern und Bebungen, bey dem einzelnen Worte, Streit. Dieser Streit währet sodann eine ziemliche Zeit, ehe noch jemand wissen kann, mit wem eigentlich gestritten werden soll. Und

wenn mans endlich, nachdem der athemlose Held sich, durch unzeitiges Pausiren, in etwas erholet hat, mit genauer Noth erfähret, daß seine windige Fechterstreiche und gurgelnde Lungenhiebe dem Minotaur gelten, so folgen darauf abermal einige übelangebrachte Pausen, ehe und bevor es kund wird, daß das geliebte Vaterland diesem Helden den abgängigen Muth einsprechen soll. Das Wort, valor, erhält hiebey, auf seiner letzten Sylbe, einen solchen gedreheten, gekrümmten und wühlenden Lauf, daß man lieber das Bild oder die Nachahmung eines Hasenpaniers, als eines festen Fusses, daraus abnehmen mögte. Es ist zwar an dem, daß sich dieser heroische Läufer, nachdem er sich vorher in aller Niedrigkeit nicht wenig herumgewälzet und gewrungen, ein einziges mal ganz unverhofft in die Höhe schwinget; doch nur darum, wie es scheinet, daß der gleich darauf erfolgende Fall desto tiefer werde. Man erwege, welchen derben Nachdruck das Wort, valor, hiedurch erhalten müsse.

§. 189. Weil es nun so wohl gelungen, spielen die freudigen Geigen und Pfeifen ein recht lustiges Runda zwischen drein. Und drauf fängt leider! der Streit von neuem wieder an; doch nicht so heftig, als vorhin. Hergegen ist der gute Theseus, um die benöthigte Vermehrung seines bereits merklich abnehmenden Muths, desto stärker verlegen, und es läßt sich in der That seine Herzhaftigkeit desto mühsamer u. unruhiger spüren, je weniger dieselbe im Ringen die Oberhand behalten kann;

sondern immer ganz unbarmherzig wieder herabgestürzet wird, und zuletzt gar unterliegen muß: verstehe in der tiefesten Cadenz, in den niedrigsten Klängen, Fällen und Sylbendehnungen, als hiezu untauglichen Bildern.

§. 190. Der zweyte Theil dieses sehr merkwürdigen Kampfliedes verhält sich, seltsamer Weise, zu dem ersten in der Länge, wie 17 gegen 103: das ist schon eine artige Proportion! In der Breite aber, ich meyne die Begleitung, ist dieser Theil ganz kahl von hinten, und hat, ausser einem pedalmäßigen, matten Baß, fast gar nichts füllendes aufzuweisen. Die Hitze ist ganz verflogen. Doch halt! auf dem Worte, Kunst, will gleichwohl ein gekünsteltes Melisma, zur Bedeckung des magern Satzes, gerne etwas beytragen; allein die Freude währet nur so lange, bis der blinde Amor oder Weibernarr, ohne Zweifel, weil er bey diesem Gefechte ganz verächtlich gehalten und hintangesetzet wird, einen recht jämmerlichen Schluß verursacht; ob vieleicht durch die erbärmlichschönen Intervalle seine Zuhörer zur Ahndung des ihm erwiesenen Schimpfes aufgebracht werden mögten?

§. 191. Alles ist hier am unrechten Orte; alles unnatürlich; alles übel nachgeahmt, und so beschaffen, daß ein jeder wahrer Musikverständiger, anstatt die Kunst, oder das Singen selbst zu richten, vielmehr diesen ihren verkehrten Gebrauch und die schlechte Anwendung desto mehr zu tadeln und auszumärzen beflissen seyn sollte, je weniger diese

Unart

Unart annoch bemerket worden, und je häufiger sie von großen Virtuosen getrieben wird.

§. 192. Mit dergleichen schmacklosen, doch schön aufgeputzten, mit allerhand Blümlein und Kräutern besteckten Gerichten wäre ein großer critischer Tisch sehr leicht zu besetzen; wenn nicht nachdenkende Leser aus diesen beyden Klauen den ganzen Löwen schon kennen, und davon abnehmen könnten, wie schlecht sich hier Verstand und verdorbener Geschmack mit einander vertragen. Aber, so will es die übelberichtete Opern- und Concertwelt anitzo haben. S. §. 19. Das ist ihr Theatrum nach der Mode. Das sind Werke, welche man mit großen Kosten verschreibt. Eine klingende Schelle enthalten sie; weiter nichts. Dieserwegen wird die ganze theatralische Musik von ihren Feinden für weichlich, weibisch und niederträchtig gescholten: das ist Unrecht! Ein mehrers hievon wird sich in beygefügter Geschmacksprobe zeigen, und zwar, zu größerer Belustigung, mit weniger Ernsthaftigkeit.

* * *

§. 193. Bey den dreyen, verschiedenen, musikalischen Setzarten der wilden, pedantischen, und gemäßigten Componisten kömmt es mir fast vor, als bey den äusserlichen Kirchengebräuchen der Römisch-Catholischen, Reformirten und Evangelischen. Ausschweifende, welsche Maestri, gleichwie sie der papistischen, überschreitenden Ceremonie auf das Höheste zugethan, und dabey

doch mehrentheils im Herzen werkheilige sind; kehren sich auch, weder in ihrer geistlichen, noch weltlichen Musik, nichts an die bescheidene Gränzen der Wahrscheinlichkeit. Die Puritaner hergegen, und ihre sectirische Verwandten, erscheinen in der Setzkunst, so wie in den Versammlungen, meistens bloß, kahl und armseelig; obgleich ungemein natürlich. Die Lutheraner endlich pflegen eine Mittelstraße zu halten, welche jederzeit in allen Dingen, vornehmlich in Kirchengeprängen und Gesängen, die sicherste ist.

§. 194. Man verstehe dieses Gleichniß so, daß zwar die Mittelstraße im Gebrauche gut sey; das Mittelmäßige aber in **Künsten und Wissenschaften** gar nichts tauge: am wenigsten in der Ton- und Dichtkunst. Poeten und Musici müssen vortreflich seyn; oder die Hand vom Tische halten. Daher ist denn die Natur ohne Kunst wie ein Diamant, der nicht geschliffen; doch aber edel und kostbar bleibt. **Pope** hat längst gewiesen, daß, was wir oft für künstlich oder gekünstelt halten, nichts anders sey, als die von uns nicht gnugsam verstandene und erkannte Natur selbst. Der Diamant gehet doch dem Schleifen vor.

§. 195. Wiewohl reifliche Erwegungen, Fleiß, gute, aus der Erfahrungsfeder geflossene Sätze und Vorschriften geben freylich den Edelsteinen des Verstandes ihren Glanz, und verhindern auch in harmonischen Werken viele Vorurtheile, Flekken und eigensinnige Meynungen, nicht nur bey denen, die ihre Hand an die Setzkunst legen, son-

dern

dern bey Kunstrichtern selbst. So reich demnach die natürlichen Gaben eines Componisten seyn mögen; so überflüßig ihm auch seine Erfindungsadern daher quillen; so große Begierde er dabey zur Arbeit haben mag; so leicht ihm der Vortrag seiner Einfälle wird: muß er doch meistens nicht nur bekannte und gemeine, sondern wohl ganz matte und leere Dinge hervorbringen, ja, bisweilen gar in ein gezwungenes, ekelhaftes, ungesalzenes Künsteleywesen verfallen; wenn er nicht den wahren Begriff von seinem Unterwurf hat, und die rechten Umstände des Grundes, worauf er sein Klanggebäude errichten will, als ein ächter Weltweiser und ungebundener Liebhaber nützlicher Studien, mit großem Ernst erweget, um sich solche richtige Vorstellungen von der Sache zu machen, die ihn nicht gar zu sehr erhitzen, sondern nur lieblich und sattsam erwärmen.

§. 196. Da kommen alsdenn, mittelst glücklicher Anwendung, Natur, Wissenschaft und Kunst gewünscht zusammen. Da findet sich denn auch, wenns Herz nur recht beschaffen ist, vornehmlich in geistlichen Werken, die Salbung, das ist, die Kraft zu bewegen, bey uns ein. Aber wer nicht, auf eine oder andere Art, bey den Singspielen hergekommen ist, der kann und mag doch den wahren Zweck schwerlich erreichen: eben so wenig, als es einer auf der Kanzel hoch bringen würde, der nicht vorher auf niedrigen und hohen Schulen allerhand Redübungen angestellet hätte. Die Opern sind der Musik Academien:

so wie die Concerte ihre Gymnasien; in der Kirche aber findet sie den rechten Beruf, und im Himmel ewigen Sitz, ja, so zu reden, Sitz und Stimme. Das läßt sich sonst von keiner andern Wissenschaft sagen.

§. 197. Alles, was nun solchergestalt dramatisch rühren, bewegen und gefallen soll, erfordert dreyerley Eigenschaften. Erstlich muß es groß; zum andern neu; und drittens im Grunde wahrscheinlich seyn. Rechte Kleinigkeiten, unüberwindliche Kleinigkeiten, gewöhnliche, pöbelhafte Dinge, wenn sie noch so wahrhaft, noch so natürlich und neu sind, können doch, bey ihrer Niedrigkeit, weder schmecken noch bekommen.

§. 198. Das Neue, wenns groß ist, setzt in Verwunderung, und nimmt uns ein, daß man es lieb gewinnet: absonderlich in Künsten. Man spielt und singt zwar immerhin mit den alten Klängen und Intervallen: so wie man auch mit den alten Buchstaben oder Wörtern schreibet oder redet; aber die Ordnung und Gestalt der Sachen, die Einrichtung, die Folgen, die Gründe, die Mischung und Verbindung der Gedanken, die Führungen, Fügungen, Ausdrücke, Einkleidungen, Wendungen, Stellungen und Abwechselungen bringen stets neue Vorstellungen heraus, und ihre Veränderungen sind unendlich.

§. 199. Wahr und wahrscheinlich muß man in den Nachahmungen keinesweges mit einander vertauschen. Wir haben wohlgegründete, vernünftige, natürliche Ursachen, uns mit dem

Wahrscheinlichen, wenn solches nur in den vornehmsten Stücken kenntlich zutrifft, groß und neu ist, völlig zu vergnügen. Wo bliebe sonst das so angenehme, erdichtete Wesen, welches die Seele aller Poesie ist, und oft nur in Absicht auf eine oder andre Hauptbeschaffenheit, nimmer in allen, was wahrscheinliches hat.

§. 200. Zwar müssen freylich die Gränzen dieser Wahrscheinlichkeit jederzeit wohl beobachtet; aber auch ja nicht zu enge gesetzet werden: absonderlich kann und mag solche Einsperrung in melopoetischen Werken am allerwenigsten geschehen. Man darf nicht alles harmonische Wesen von der Schaubühne verjagen, noch ein Ding deswegen für unwahrscheinlich ausgeben, weil es, bey der Vorstellung, singt und klingt. Erdichtete Sachen und Umstände schicken sich ja nirgend besser, als an einem erdichteten Orte: sie müssen vielmehr unumgänglich da seyn; die Nothwendigkeit selbst erfordert es.

§. 201. Wäre die Menschenstimme und Kehle was unnatürliches oder unwahrscheinliches an ihr selbst, so mögte man ihr das Theater verbieten; woselbst sie doch am füglichsten erschallet. Aber es kann ja, oberwiesenermaßen, in der ganzen Welt überhaupt fast nichts natürlichers und wahrscheinlichers, sowohl an sich selbst, als in der Kunstanwendung, gefunden werden, denn eben das Singen. Zu diesem Ende sind auch hauptsächlich die Beyspiele aus geistlichen und weltlichen Geschichten angeführet worden, nämlich: um den

allgemeinen Gebrauch und großen Nutzen der Tonkunst bey jedem nur ersinnlichen, würdigen Vorfall, fast überflüßig darzulegen.

§. 202. Nur muß man keine traurige Person freudig, noch eine lustige betrübt singen lassen; wenn was wahrscheinliches auf dem Schauplatze vorgestellet und behauptet werden soll. Man muß den Verstand der gesungenen Worte nicht zerrütten; nicht mitten in dem Vortrage, unverständlicher Weise, stillhalten und gleichsam stocken; keine unnatürliche Dehnungen und gezwungene Drehungen auf nichts bedeutende Wörter anbringen; das Bunte nicht für groß und hoch achten; was ungewöhnliches und weitgeholtes nicht für neu; noch eine hüpfende Tanzart im Klagliede für wahrscheinlich ausgeben. Das alles läuft wieder die gesunde Vernunft; geschiehet aber so oft, daß mans schier gewohnt wird und meynet, es müsse so, und könne nicht anders seyn. Hierinn eben bestehet dasjenige, was ein jeder nicht einzusehen, noch zu unterscheiden fähig ist, nämlich: das unnatürliche und unwahrscheinliche bey der Tonkunst; nicht diese, sondern jenes muß abgeschaffet werden. Die Verderbung des besten ist die ärgste.

§. 203. Was für eine Wette aber dürfte ich nicht gewinnen? wenn jemand mit mir halten wollte, daß eben dieselbige Herren, welche zwar billig, doch zu heftig und ohne gehörigen Unterschied, wieder die Uebermaße des lüsternen, üppigen Wesens in der verderbten, welschen Musikart eifern, nicht in den gegenseitigen, entsetzlich

dürren Abgrund unerträglicher Armuth verfallen würden, wenns mit ihnen einmal zum Compositionstreffen kommen sollte? Nothdürftige Leute sind den Wohlhabenden allemal aufsätzig: diese scheinen jenen immer zu reich zu seyn; warum? weil sie selber gar zu armselig sind.

§. 204. Ein ehmaliger, großer Theologus hier in Hamburg, welcher den Kirchenmusiken, und absonderlich den Oratorien, vielfältig zuwieder war, verstund selber von Noten, Tönen und Melodie weniger, als nichts. Es hieß: Ich bin kein Feind der Musik! Aber, ist das genug? Seyd ihr auch ein Kenner und Könner, lieber Herr? und gebühret euch nicht gar ein Freund zu seyn? So frug ihn ein sehr gelehrter Mann; ohne hinlängliche Antwort zu erhalten.

§. 205. Wenn jemand eine Gabe nicht anwendet, so ists ein Zeichen, daß er sie nicht kennet, nicht besitzet, und auch deswegen nicht liebet, noch befördert. Wer würde nicht Opern und Musik machen, wenn er nur dazu aufgelegt wäre? Alle, alle Menschen, fast keinen ausgenommen. Ich weiß von guter Hand, daß ein gewisser Mann, als er zum erstenmal seine critische Büchse wieder die Opern lösete, Zeit Lebens noch keine gute Oper gesehen oder gehöret hatte: man merkte es auch sehr wohl, bey jeder Ladung. Damals lase man schon, mit äusserster Befremdung, in dem sogenannten Versuch einer critischen Dichtkunst, nebst vielen andern, hauptirrigen und anzüglichen Dingen dieser Art, auch S. 606. folgenden, ohne die

geringste

geringste Ausnahm abgefaßten, ärgerlichen Satz: "Die zärtlichsten Töne, die geilesten Poesien, und "die unzüchtigsten Bewegungen der Opernhelden "und ihrer verliebten Göttinnen bezaubern die "unvorsichtigen Gemüther. ꝛc." Jedermann vermuthete hiebey einen ordentlichen Hexenproceß; vieleicht hat es irgend ein musikalischer Thomasius noch verhindert. Doch, laßt uns ernstlicher reden!

§. 206. Was ich haben will, ist dieses: die Herren Gelehrten, welche von den Singspielen, oder wieder dieselbe schreiben, sollen das Operntheater aus dem Grunde kennen und verstehen; die Operisten hergegen sollen tugendhaft seyn, auch so viel Gelehrsamkeit und Urtheilskraft besitzen, als dazu nöthig ist. So ist die Sache richtig, und der Streit gehoben.

§. 207. Eins muß ich hier, mit Leidwesen, bekennen. Ich habe nur Sorge, Gott werde unsre Kirche mit mehr, als einem **Edelmann**, mit Atheisten, Naturalisten, Deisten und Freygeistern auch vieleicht noch deswegen plagen, weil wir sein künstlich singendes, sein klüglich klingendes Lob durchgehends sogar geringe, ja, für ein Nebending achten, und die bekannten Mittel dazu so verächtlich, als unverantwortlich, verwerfen. Will man Exempel haben? Sehet an die hochberühmte, reichlich gesegnete Stadt, die 17 Kirchen und 30 Prediger, doch dabey nur einen einzigen Cantor * hat,

* Andrer herumliegenden Städte zu geschweigen, so hat doch allein das benachbarte Lübeck nicht weniger, als sechs Cantores, aufzuweisen.

hat, dazu mit einem einzigen schwachen Chor, dessen meiste Glieder Hungers sterben würden, wenn sie vom Altar leben sollten: zumal beym Abgange der Opern. Man hält daselbst wöchentlich zum wenigsten 56 Predigten; hört aber etwa einmal Musik: ja, in den meisten Kirchen nur im ganzen Jahr einmal. Erweget doch, daß von 150 treflichen Psalmen nur 45 in unsern Gesangbüchern, als Kirchenlieder, angetroffen werden; da gleichwohl die übrigen 105 sich überaus schön anbringen liessen, und, wenn sie eingeführet würden, zu großer Erbauung dienen könnten. Betrachtet ferner, Statt aller Beyspiele, die gänzliche Abschaffung der hiesigen Domsmusik, die doch eine Stiftung ist: und fordert denn noch mehr Beweis; es soll nicht daran fehlen. Der größeste Vorrath ist noch hinter der Hand.

§. 208. Wer würde sich wohl die Mühe nehmen, die Schriftstellen zu zehlen, welche vom musikalischen Gesange und Klange handeln? Ich habe es doch versucht, und ihrer etwa 600 gefunden. Ein andrer finde mehr, oder weniger. Wer diese Anzahl erweget, wird ja denken müssen, daß die Sache heilig sey, und weit mehr auf sich habe, als man wohl meynet. Die Verwunderung, ja, ich dürfte schier sagen, die Bestürzung muß desto größer werden, je mehr mir betrachten, daß eine solche Menge erbaulicher Sprüche kaum berühret, vielweniger dieselbe zu besondern Erklärungstexten erkohren werden; es wäre denn irgendwo in hundert Jahren einmal, etwa bey einer Orgelweihe oder

der-

dergleichen Gelegenheit. Ist es nicht fast eben so gut, oder vielmehr eben so schlimm, als ob alle solche Sätze gar nicht zum Worte Gottes gehörten? Doch wollen wir nicht hoffen, daß dereinst ein Undavid aufstehe, der sie völlig ausmärze; wie man wohl ehe, unter andern, den siebenden Vers 1 Joh. V. hat aus dem Bibelbuche herauswerfen wollen.

§. 209. Ich würde eine Sünde begehen, wenn ich hierüber nichts erinnerte: weil es sonst niemand thut; da doch die Doxologie wahrhaftig und unstreitig allen andern christlichen Pflichten * vorgehen soll und muß. Ich warte, ob jemand jammerte; aber da ist niemand. ** Siehe, ich habs euch gesagt! Und was hat mich dazu bewogen? In der That nichts anders, als was unsern unsterblichen Luther bewog, so zu wünschen: Ich wollte **sonderlich die Musik gerne sehen im Dienste des, der sie gegeben und geschaffen hat.** ***

IX.

§. 210. Letzlich verursachet auch der große Tugendmangel, die Unordnung im Herzen und Hirn, unfehlbar eine Unordnung und Zerrüttung der besten

* S. P. du Moulin, vom Friede der Seelen 2c. Cap. 8. it. p. 55. 56. der geistreichen Betrachtungen. Weil dieser *du Moulin*, le jeune, ein reformirter Gottesgelehrter gewesen, sind die angezeigten Stellen desto merkwürdiger.

** Ps. LXIX.

*** Tom. VIII. Altenb. p. 579.

sten Künste bey den allergeschicktesten Meistern. Keiner kann, ohne Blendwerk, in der Wahrheit die rechte Wirkung seiner Fähigkeit erwarten, der nicht, bey aller seiner Wissenschaft, ein redliches, unverstelltes, aufrichtiges, und zuvörderst ein Gottergebenes Gemüth besitzet: was hieran abgehet, mag durch keinen Schein, durch keine Galanterie, noch durch den allerhurtigsten Kopf ersetzet werden. Wissen, ohne Tugend, zeigt nur je länger je mehr die Schwäche des Verstandes an, trotz allem Witz!

§. 211. Ein hartes, unbewegliches Herz, welches, statt der Frömmigkeit und Gottseligkeit, voller fressenden Neides, teuflischen Hochmuths und närrischer Eigenliebe stecket, es mögen diese Laster sich schmücken, wie sie wollen, kann sich unmöglich in eine solche gänzliche Verfassung setzen, in welcher man doch nothwendig seyn muß, wenn man andre bewegen will. Es ist gerade, als ob der Satan beichtete. Der allerbeste Componist, und die allerniedlichste Sängerin können keine tüchtige Tugendregung bey den Zuhörern erwecken, wenn sie selbst keine empfinden.

Wer mit dem Munde singt, und mit dem Herzen schweigt,
Hat als ein Stummer sich bezeigt. *

§. 212. Man bewundert die Kunst und Geschicklichkeit einige Augenblicke: wie man etwa die Taschenspieler zu bewundern pfleget. Damit ist es aus. Der andre sagt: ah! c'est divin. – Warum? Nur darum, weil es der erste auch gesagt

* Qui tacet corde, et cantat ore, mutus est.

sagt hat, und weil es die Mode so mit sich bringet; ohne daß jemand den geringsten Eindruck, oder irgend einen Antrieb zu guten Sitten und Gedanken davon fühlet. Es gehet daher solchen Virtuosen senza virtù mit ihrem Machwerk und Vortrage, wie dem Kayser Claudius mit seinen dreyen neuen Buchstaben, womit er das Alphabet vermehrete: diese galten nur so lange, als er selber regierte; hernach brauchte man sie nicht mehr.

§. 213. Eine feine, empfindliche, edle und nüchterne Seele muß demnach, nebst der vortreflichsten Wissenschaft, einem melodischen Setzer, Sänger oder Spieler, so wie jedem rechtschaffenen Manne, viel wesentlicher seyn, als die künstlichste Dehnung der Klänge und schwereste Verwickelung der harmonikalischen Intervalle. Ein Herz, das Großmuth heget, wird leicht beweget. * Daran fehlts! und das ist die achte Ursache der verderbten Notenwerke und ihrer kurzen Dauer: welche Ursache traun! der geringsten keine, ob gleich itzo die letzte ist.

§. 214. Hier wollte ich also mit dieser Abhandlung zum Ende schreiten. Es kam mir aber, bey Erwehnung des unrichtigen Herzens und Hirns, noch dieser dahin gehöriger Einfall in den Sinn: Wer weiß, ob nicht die critische Klapper, nach wie vor, vermeynen wird, in dem musikalischen Garten, den sie selbst nicht kennet, sondern ein heterogeneum darinn ist, das Amt einer Vogelscheue verwalten zu müssen?

Große

* — faciles motus mens generosa capit.

Große Weisen geben ungern zu, daß ihnen von ihrer Universalität etwas abgedungen werde.

Sie wollen alles sichten, und wie Tyrannen richten. *

§. 215. Aber, laßt sie plappern! laßt sie klappern! Wenn sie es ja kurzum so haben wollen, mögen sie auch meinetwegen das letzte Guckuckswort gerne behalten. Sie finden so oft Gelegenheit zu sticheln und zu spotten, haben auch solche ungemeine Gaben dazu, daß es einem, dem die Zeit kostbar ist, und der aus Bücherschreiben kein Handwerk machen kann, ob er gleich sonst eben nicht verlegen wäre, schier unmöglich fällt, alles zu beantworten. Es ist auch gar nicht nöthig, vielen schlechten Einwürfen, mit vernünftiger Vertheidigung, ein Ansehen zu machen. Die Wahrheit muß doch zuletzt von selbsten siegen. Darauf läßt mans ankommen.

§. 216. Denen aber, die sich dadurch groß machen wollen, daß sie sich, ohne gnugsame Erkenntniß der Sache, an Wohlgesinnte zu reiben gedenken, kann kein ärgerer Possen wiederfahren, als wenn man sie immer haussen vor der Thür stehen läßt; sie mögen so stark anklopfen, als sie wollen. Weiß jemand was bessers, als was hier vorgebracht worden, und meist aus eigner Erfahrung

* Censuram sibi quandam et Tyrannidem occupant. *Ang. Polit.*

rung genommen ist, der wird mich zu tadeln nicht einmal verlangen: wenn er vernünftiger Weise zugeben muß, daß einer thöricht handelt, nach geringerem Ruhm zu streben; da er eines weit grössern versichert seyn kann.

§. 217. Die beste Stachelschrift wieder einen Verfasser bestehet darinn, daß man was vortreflichers herausgebe, als er gethan hat: und dazu sind gar keine verächtliche Worte nöthig; diese verderben vielmehr, auf ärgerliche Weise, alle gesuchte Vollkommenheit. Cottin und Cassaigne, die armen Schelme, mußten unter den derben Satyren des Despreaux und Moliere gänzlich erliegen. Betrübte Wirkung einer Freyheit, die mehr gefährlich, als nützlich ist, und die der menschlichen Bosheit mehr schmeichelt, als einen guten Geschmack einflößet. * Wahre Verdienste hergegen sind den Schmähschriften und Strafgedichten viel zu hoch gesessen: sie ragen immer über alle Verleumdungswolken weit empor, und lassen sich nichts anfechten.

§. 218. Inzwischen ist es doch leichter, den Pegasus anzuspornen, als ihn im Zügel zu halten. Ich will so viel sagen: die wenigsten Kunstrichter bleiben in den Schranken einer bescheidenen Beurtheilung. Daher kommen denn die Seufzer und Thränen,

* Triste effet d'une liberté plus dangereuse qu'utile & qui flatte plus la malignité humaine, qu'elle n'inspire le bon gout. *Vie de Molière par Voltaire*, p. 87.

Thränen, so ihrer viele itzt über die liebe Critik herausstoßen und vergiessen müssen: sie verfallen in unerlaubtes, ärgerliches Sticheln; oder wohl gar in lästerliches Schmähen und Schelten, über geringere Dinge, als hier abgehandelt worden sind.

§. 219. Wahr ist es, alle redliche Leute, die ein Nachdenken haben, machen natürlicher Weise Critiken, * auf eine oder andre Art. Scharfsinnige Geister, die doch dabey etwas tückisch sind, pflegen sich gerne den Satyren zu widmen, und es darinn hoch zu bringen. Leichtfertige aber halten es mit den klaren Schandschriften oder Pasquillen. Gewiegte critische Köpfe sind gemeiniglich aufrichtig, munter und herzhaft; satyrische Schleicher mehrentheils falsch, wollüstig und furchtsam; ehrlose Pasquillanten aber immerdar bübisch, unverschämt und verwegen. Die ersten greifen von vorne an, mit dem Degen in der Faust; die andern von hinten, mit Dolchen; die dritten von weitem, mit Flinten und Pistolen. Es sey niemand insbesondere zu nahe geredet. Alles hat seine Ausnahme. Nur die Schmach läßt sich nicht versöhnen.

Wer etwas schreiben will, der lerne sich wohl kennen,
Er wird die Finger sonst an Federn leicht verbrennen.
(Es geschehe nun über kurz oder lang.)

* Tous les honêtes gens, qui pensent, sont critiques; les malins sont satiriques; les pervers font des libelles. Ou sachez vous connoitre, ou gardez vous d'écrire.
Voltaire, Temple du gout.

Und wenn ihr uns ja was gedrucktes reicht,
Wehlt solchen Stoff dazu, der euren Kräften gleicht. **

§. 220. Noch ein Paar Worte haben wir schließlich mit M. in aller Güte zu theilen. Zum ersten ist es ganz irrig, ich dürfte fast sagen, unphilosophisch, wenn er schreibt: daß die Musik eigentlich fürs Ohr gemacht worden. Ihre erste Instanz hat sie freylich bey den Ohren; aber, wenn sie ächter Art ist, setzet sie nicht nur, mittelst der Gehörésthüren, die Ergetzung und Erquickung des Gemüths, sondern vornehmlich die Bezwingung sowohl, als die Erregung der Leidenschaften und die Lebensbesserung zu ihrem Zweck, in einem viel weiteren Verstande oder Sprengel, als alle geredete Vorträge, Trauer- und Lustspiele. Zu diesem Ende ist die Tonkunst von Gott, nächst seinem Lobe und seiner Ehre, dem Menschen gleich anfangs mitgetheilet: und ein solcher Zweck erstrecket sich vermuthlich ein wenig weiter, als aufs Ohr; wiewohl auch diesem dabey sein Vergnügen nicht entzogen werden muß.

§. 221. Es ist dahero was einfältiges, wenn sogar ein großer Werenfels, in seiner Rede von Schauspielen, noch so fragen und antworten darf: Wozu dienet die Mahlerey? Sie weidet die Augen. Was nutzet die Musik? Sie kützelt

* Sumite materiam vestris qui scribitis aequam
Viribus — — *Hor.*

kützelt das Ohr. Merkmahle, daß der theure Mann solche Rede in seiner Jugend gehalten, und noch nicht gewußt haben mag, daß die Musik eine herzbekehrende Wohlredenheit sey; sowohl ohne Worte, als mit denselben. Es ist eine böse, coquettenmäßige Weise, wenn man die eine Wissenschaft nicht loben kann, ohne die andere zu ververachten. Viele freuen sich noch wohl, dergleichen Dinge zu übersetzen.

§. 222. Ferner hat unser M., bey dem erbärmlichen Vorwurfe der theatralischen Verkleidungen, die mit großem Unfuge den Opern allein beygeleget werden, vorsetzlich verschwiegen, daß solche Dinge auch den ungesungenen Schauspielen zukommen. Unwissenheit kann hier keine Entschuldigung abgeben; so wenig, als in dem folgenden.

§. 223. Letztlich hat auch das Morden oder Tödten auf der Schaubühne, es haben die zu häufigen Veränderungen der Scenen, nebst vielen andern, theils Wohl- theils Uebelständen, kein besonderes Vorrecht in den Singspielen allein: es sind Dinge, die ebenfals in bloßen Comödien und Tragödien angebracht werden können. Sie haben auch mit den Opern, als **Opern**, so wenig Gemeinschaft, daß sie ohne Tonkunst, welcher man doch hauptsächlich zu Leibe will, bestehen. Wie denn noch unlängst der klanglose Mahomet, ein Trauerspiel des Voltaire, zum Beweise des Blutvergiessens auf dem Theater hat dienen müssen.

§. 224. Wenn die Voltairomanie nicht älter wäre, als dieser erwehnte Mahomet, so hätte das bey den Franzosen sehr verhassete ensanglanter la Scéne ganz gewiß Haar lassen müssen. Doch stehet daselbst auf der 29 Seite, daß Voltaire vom Theater ganz und gar keinen Verstand, solches auch bereits selber, bey seiner Alzire, nicht undeutlich bekannt habe. Er und der Herr des Fontaines mögen das mit einander ausmachen.

§. 225. Die Ton= und Setzkünste, an und für sich selbst genommen, haben also gar keine Schuld; sie machen weder Opern, noch sonst was, unwahrscheinlich oder unnatürlich; sondern man thut ihnen, in diesem Stücke, ohne Zweifel aus gehäßigem Gemüthe und neidischen Vorurtheilen, viel, viel zu nahe; und es stehet allerdings zu bedauren, daß besagte Künste dermaßen gemißbrauchet, auch, obwohl nicht gerade zu, doch durch allerhand verdeckte Umwege, unter dem Schein der Vernunft, beschimpfet werden.

§. 226. Hergegen haben wir, bey dieser Gelegenheit, ohne jemand vorsetzlich zu nahe zu treten,

I. Einen kurzen Vorbericht ertheilen; sodann hauptsächlich darthun wollen, daß

II. Der bey den meisten Zuhörern gar zu sehr verdorbene Geschmack, nach welchem sich mancher, auch wieder seinen Willen, richten muß; (S. 3.)

III. Die gezwungene und übelangebrachte Manieren, im Setzen, Singen und Spielen; (S. 10. 12.)

IV. Die sehr verächtliche Art, womit einige abgeneigte Gelehrte von der Sache, wiewohl nicht gar zu gelehrt, reden und schreiben; (S. 13. 16.)

V. Die Unwissenheit und Partheylichkeit von beyden Seiten; (S. 18. 28.)

VI. Die Untüchtigkeit sittenloser Lehrmeister; (S. 30.)

VII. Die vorsetzlich unterhaltene Uneinigkeit und schlechtgegründete Eifersucht zwischen Klang- und Wort-Poeten; (S. 31.)

VIII. Der Opern gänzliche, unverantwortliche Verwerfung, und alles dessen, was dahin gehöret, ohne Unterschied; da sie doch zum unentbehrlichen Mittel dienen könnten, das Lob Gottes zu befördern. (S. 35.) Und endlich

IX. Die Bosheit der Gemüther bey einigen Künstlern. (S. 110. 111.)

Die wahren Grundquellen alles ungereimt vermeynten und mißfälligen Wesens in der Musik überhaupt, an welcher es gar nicht liegt, und in den ihr besonders gewidmeten Aufführungen sind: wie solches zum Theil in den Beyträgen hin und wieder, absonderlich wegen des zweyten und sech-

sten Puncts, S. 509. gar wohl und billig bemerket worden ist. Denn

> Auch im ungerechten Richten, ja, beym lästerlichsten Streit,
> Findet sich jedoch noch immer etwas von Gerechtigkeit.

> Etiam in iniustis iudiciis, immo calumniis, est aliqua iustitia.
>
> *Cic.*

Die Musikalische Geschmacksprobe,

worin
die heutigen allergalantesten Mittel
und Wege
zur Niedlichkeit
des Gesanges und Klanges
nachdrücklichst anpreiset
Aristoxenus,
der jüngere.

Parmi ceux, qui aiment la Musique, quelle diversité de goûts ne se rencontre-t-il pas!

Crousaz, du Beau, Ch. XI.

Vom musikalischen Geschmack.

I.

§. 1. Der Geschmack, in verblümter Bedeutung, ist die innerliche Empfindung, Wahl und Beurtheilung, die unser Verstand, in sinnreichen Dingen, von sich spüren läßt. Wenn die Zunge ihren eignen Verstand hat, wie Plinius will; so hat der Verstand auch gewissermaßen seine eigne Zunge, womit er seine Gegenstände kostet und prüfet.

§. 2. Natur, Vernunft und Kunsterfahrung sind unsre Wegweiser. Wohin dieselbe uns gesammter Hand führen, da ist jederzeit, mittelst des wahren Geschmacks, das Wohlgefallen anzutreffen; es findet sich daselbst unfehlbar das gesunde Wesen aller Wissenschaften. Was gut und gesund ist zu essen, wird auch gut schmecken; * aber alles, was gut schmecket, ist darum nicht gut und gesund zu essen. ** Wir müssen die Ursachen mit den Mitteln und Wirkungen nicht vertauschen.

§. 3. Der Geschmack untersuchet und urtheilet zwar; aber endliche Schlüsse kann er nimmer machen. Er stellet gleichsam ein bequemes Fuhrwerk vor, zum rechten Zwecke zu gelangen. Doch wenn ein Wagen noch so gemächlich ist, kann er umwerfen.

§. 4.

* Z. E. junge Hüner, alte Hechte ꝛc.

** Z. E. Gewürz, Zuckerwerk ꝛc.

§. 4. Vormals hieß es: Man könne vom Geschmack keinen Streit erregen; ein jeder hätte den seinen. Wenn die Franzosen eine Sache anzeigen wollen, die keine Regeln, kein Bedenken zuläßt, sprechen sie nur: c'eſt une affaire de gout! Aber es ist doch im Grunde ganz anders damit bewandt, wenn man den Endzweck betrachtet.

§. 5. Ich erinnere mich der Jahre, da kein vornehmer Mann Pontac trank. Wer sich nun nicht in den Verdacht setzen wollte, daß er einen verdorbenen Geschmack hätte, enthielt sich gleichfalls des herben, rothen Weins. Sekt und spanische süße Rebensäfte hergegen waren in der höhesten Mode. Jedermann folgte der Gewohnheit.

§. 6. Nachgehends wandte sich das Blatt um. Die süssen Weine wurden ganz vergessen, und der aus den blauen und braunen Trauben gepreßte saure Hülsensaft ward ihnen weit vorgezogen. Niemand wollte auch hier wieder den Strom schwimmen. Der regierende Geschmack behielt allenthalben die Oberhand.

§. 7. Auf eben solchen Fuß scheinet es gleichergestalt mit dem musikalischen Geschmack* zu stehen, wovon wir hier eine kleine Probe geben wollen. Zum voraus kann man jedoch leicht erachten, daß die Seele der Tonkunst nicht in einem solchen Wechselgeschmack bestehe, der sich etliche mal in hundert Jahren gerade ins Angesicht wiederspricht, ja, oft wohl

* Von dem Essai sur le bon gout en Musique, par Mr. Grandval, Paris 1732. findet sich ein deutscher Auszug in den Niedersl. Nachrichten 1733. S. 83.

wohl in weniger Zeit; sondern in der Gleichförmigkeit, welche die Ton- und Zeitmaße mit den menschlichen Gemüthsbewegungen hat.

§. 8. Dergleichen Geschmack kann denn nicht die Ursache des Wohlgefallens heissen; wir mögten ihn vieleicht lieber für eine Wirkung desselben ansehen: denn man bildet sich ja umgekehrter Weise ein, es schmecke schon, wenn es nur gefällt; da es hergegen alsdenn erst gefallen müßte, wenn es schmeckte. Indessen ist und bleibet hier die angenehme Bewegungsart, und die feine, verständige Ordnung der Klänge immer die eigentliche Hauptursache des Wohlgefallens; der Geschmack aber nur ein Mittel dazu.

II.

§. 9. Solchemnach darf ein heutiger Componist sich nicht um den geringsten Besitz förmlicher Schulwissenschaften und Regeln bekümmern; sondern nur ein und andre allgemeine, practische Grundsätze annehmen. Das ist die Mode. Das ist ein Stück des herrlichen Geschmacks unsrer Zeiten. Da gehet es schon aus einem ganz andern Ton.

§. 10. Er hat nicht nöthig zu lernen, was harmonikalische Verhältnisse sind? ob der Einklang ein Intervall seyn kann? ob ein Grund vielerley seyn möge? vielweniger, welche Wirkung die örtliche Gegenbewegung thut? noch worinn die Querstände bestehen? Auch darf er die Frage nicht untersuchen, wie viel, und was für Tonarten man habe? ob sie zu theilen? was ihre Eigenschaften sind?

sind? ꝛc. Das alles ist nicht nach dem neuesten Geschmack. Man sage nur kurz und gut: es gäbe nicht mehr, als zwo Tonarten; eine harte oder große, und eine weiche oder kleine. Nämlich, die erste mit der großen oder harten; die andre aber mit der kleinen oder weichen Terz. Das ist genug, ohne sich auf die lieben Alten zu beziehen, die noch viel vom großen und kleinen Ton schwatzten; welches nunmehro ganz abgekommen ist.

§. 11. Man unterscheide ja bey Leibe nicht die drey Geschlechte der diatonischen, chromatischen und enharmonischen Klangstuffen; sondern vermische nur fleißig alle Saiten derselben Geschlechter in einer einzigen Arie unter einander auf das seltsameste; je unerhörter, je besser: um sich, durch solche neuersonnene Verwirrung, von der verjahrten Grillenfängerey desto mehr, ja, ganz und gar zu unterscheiden.

§. 12. Mit den bbb und mit den ♯ ♯ ♯ mag einer nach eigenem Gutdünken verfahren, und die Vorzeichnungen fein lustig unter einander werfen, daß niemand sogleich wisse, was es sey. Machen es doch die französischen Köche eben also, deren größeste Lust und Ehre darinn bestehet, wenn sie ein Essen so zurichten können, daß es keines Menschen Zunge kennet, noch ein Auge für dasjenige ansiehet, was es ist, oder seyn soll. Des enharmonischen Merkmahls (wie sie es nennen) kann man sich gar füglich, statt des chromatischen, bedienen, und nur kecklich sagen, oder schreiben: es wären Sinonima, nicht Synonyma, das wäre zu pedantisch.

It. das b erniedrige eben so viel, als das ✱ erhöhe; mit dem chromatischen Abzeichen theile man nur die ganzen Töne; mit dem enharmonischen hergegen immer die halben u. s. w. Die Gegner werden bald stillschweigen. Wenn auch einer so kühne seyn, und sagen wollte: synonyma wären noch lange keine homonyma; so wird man ihn doch nur auslachen. Und das hat er mit seinem Bissen Griechisch sehr wohl verdienet. Denn welcher ist unter uns, der es verstehe?

§. 13. Doch muß, bey aller dieser Galanterie, ein heutiger Capellmeister etwas lesen können; es sey auch so wenig, als es wolle: nicht eben um des Geschmacks willen, sondern aus unumgänglicher Noth. Schlechte Buchstaben hinzukratzen, oder unrichtiges Buchstabiren im Schreiben zu gebrauchen, das hat gar nichts auf sich. Man sagt doch im Sprüchwort: Gelehrte mahlen übel. Es macht einen diese Schreibart bey manchem Frauenzimmer, absonderlich bey Sängerinnen, um desto beliebter: weil gleich und gleich sich gerne gesellen. Sollte aber jemand in gegenwärtiger Geschmacksprobe einige Schreibrichtigkeit antreffen, so halte er es nur frey für Druckfehler, die von einer sehr gelehrten Unwissenheit herrühren. Es mögte auch wohl unversehens ein wenig entlehntes Latein ꝛc. mit einfliessen; aber der Leser kann versichert seyn, wir wollten es gleich ausstreichen, wenn wir wüßten, was es hiesse, oder wem es gehörte.

§. 14. Man würde ja itziger Zeit auf einen Com-

Componisten mit Fingern zeigen, der etwa in der lateinischen Sprache stark wäre. Das überlassen wir gar gerne den gelehrten Cometenforschern, deren Stern sein *nodum descendentem* nahet. Sollte einer von ungefehr gebeten werden, einen lateinischen Brief, der vom Handwerke handelt, auch lateinisch zu beantworten, so darf er nur mit verächtlichen Geberden sagen: er habe dergleichen Schulkünste längst an den Schuen zerrissen, und sich eine Zeithero gar nicht mehr damit abgegeben. Soll und muß er aber dennoch ein lateinisches Kirchenstück setzen, so kann er solches mit polnischen Quantitäten der Sylben überaus wohl bestellen: denn jedermann wills heutiges Tages gern auf gut polnisch haben. Insonderheit schicken sich auch, bey der Aufführung eines Te Deum *laudami*, oder eines Laudate *Domino*, die Sarabanden, Giquen, Currenten ꝛc. am allerbesten; wenn nur dabey geschrieben wird: Fuge, Canon, doppelter Contrapunct u. d. g. aber doch alles auf italienisch. So viel von den Wissenschaften.

III.

§. 15. Was die plumpe Welt Prahlerey nennet, heisset, nach dem feinen, höflichen Geschmack itziger Zeiten, eine unerschrockene Freymüthigkeit. Diese muß der moderne Componist, zu höchstbenöthigster Erhaltung seines nie zur Gnüge gerühmten Ansehens, bey jeder Gelegenheit wohl anzuwenden bedacht seyn. Z. E.

§. 16.

§. 16. Er darf nur kühnlich vorgeben, welchergestalt er die dreymal scharfsinnigen, tiefsinnigen, weitdenkenden Tonkünstler vor 24 Jahren von der musikalischen Reformation eben so schön habe disputiren gehöret, als Luther und Eccius, vom Glauben vor 200, und durch sein treufleißiges Lichtputzen sey er, ohne andern Unterricht, sogleich stehenden Fußes zu demjenigen Manne geworden, der er itzund ist, und zwar bey zweymaliger Gelegenheit. Das ist schon viel. Denn, daß er vor dem siebenden Jahre im Singen ziemlich fertig gewesen, des mag er sich zwar wohl im Vorbeygehen rühmen; aber nur als einer Kleinigkeit, die mancher an ihrem Ort gestellet seyn läßt, ob sie gleich niemand gläuben sollte.

§. 17. Er kann, trotz dem erboostten Fehder, Monsieur de pane lucrando, stets den Machtspruch im Munde führen: "Ach, ihr Stunden, "die verlaufen, könnt ich euch mit Geld erkaufen!" Denn so muß er sprechen: "Da ich von Natur "schon ein solches sinnreiches Licht bin, welches "manchem, ja, mir selbst, durch den Wiederschein, "die Augen verblendet, aber nur vom blassem Neide beneidet wird; hilf Himmel? was würde "aus mir geworden seyn, wenn ich in meinen "Schul- und academischen Jahren etwa nur eine lebhafte Vorrede gelesen, und mich der Mathematik mehr beflissen hätte.

§. 18. "Gut ist es, (so fahr er fort) daß solches nicht geschehen. Es bestehet auch hierin ein "beträchtliches Stück desjenigen Nutzens, den

"man davon hat, ohne Lehrmeister gelehrt zu seyn. "O, wie würde man mich, als einen mit musika="lischen Klängen sehr zärtlich umgegangenen, "und mich selbst in klüglicher Geduld unterwie="senen Künstler, so heftig anfeinden! weil daraus "erhellet, durch eine sehr wohlgeschmackte Folge, "daß kein Musikus mit Grunde der Wahrheit "vorgeben könne, er verstehe alles gründlich, was "zur Tonkunst gehöret. Ey, warum denn nicht? "Gleichwie die liebe Sonne, also auch der liebe "Mond. Das kann ja nicht fehlen. *

§. 19. "Sollte jemand, (heißt es weiter) der "keinen melodischen Schlüssel zu dem musikali="schen Lustgebäude in Händen hat, dennoch etwas "anders behaupten wollen, als wir Oberkammer="herren des Apollo für gut befinden; der hat sich "nur bey Zeiten abzuführen, und nicht die gering="ste Hofnung zu machen, in unsre längstgewünsch="te, glückselige Societät auf und angenommen "zu werden. Nimmermehr!

§. 20. "Beglückte Zeiten! in welchen man be="herzt anfängt, und unerschrocken fortfähret, den "höchstschädlichen Verstand, die gefährliche Ver="nunft, die unumstößliche Meynungen, und den übri="gen Schwarm natürlicher Regeln, vermöge des "Satzes des Wiederspruchs, unermüdet auszu="rotten. Glückselige Zeiten! abermal glückseli="ge Zeiten! Da der liebe zureichende Grund alle "verhauene Wege eben machen, und die starken "spanischen Reuter, womit die Eingänge zur neu=

"en

* Sint verba muli mariani, sive scarabaei cornuti.

"en musikalischen Geschmacksweisheit bisher so "dichte besetzet gewesen, mit Feuer verbrennen, "und jedem einen freyen Paß vergönnen wird." So lauten die Reden der neuesten musikalischen Gesetzgeber nach ihrem wesentlichen Inhalt.* Und ferner sprechen sie auch wohl folgendes, ipsissimis verbis:

§. 21. "Wir setzen z. E. das derjenige keiner von "den größesten Tonkünstlern sey, welcher irgends "eine Fuge über den Anfang des Gesanges: "**Werde munter, mein Gemüthe**: 2c. machen "wollte. Der Schluß fliesset richtig daraus: weil "eine gute Melodie, zu ihrem cörperlichen Um"fange, wenigstens ein Quint oder eine Sexte ha"ben muß; sonst führet sie auf eine ungewisse "Tonart. Es verschlägt auch wenig, wenn gleich "eingewandt werden sollte, die Rede sey hier nicht "von einer ganzen Melodie; sondern nur von ei"nem Stücklein derselben: denn wir nehmen den "Theil für das Ganze, und nennen solches, in un"srer Vernunftlehre, eine Synecdoche.

§. 22. "Den Beweiß aber der ungewissen Ton"art sehen wir gleich augenscheinlich an der soge"nannten spanischen Thorheit. Da weiß ja kein "Mensch, aus welchem Ton sie gehet. Warum "nicht? Weil diese mangelhafte Melodie sich nur "auf eine kleine Quart erstrecket. Man denke doch!

* Asiatick Style and sublime Expressions carry them into the Clouds. Wo steht das?

"auf eine kleine Quart nur! Was brauchen wir
"weiter Zeugniß?

§. 23. "Hiemit ist es fast eben so beschaffen, "als mit denjenigen Schauspielen, 'die nur 5 oder 4 "redende Personen haben. Denn was kann man "doch damit sonderliches anfangen? Besser ist "es ja, 20 oder mehr auftreten zu lassen, wie jener "kluge, pommersche Schulregent that, der allen "seinen Untergebenen eine Rolle zutheilte. Das "ist auch viel theatralischer, und giebt immer "Abwechselung.

§. 24. "Aber, wieder auf die Folie d' Espa-"gne zu kommen, von welcher man, als einer schö-"nen Melodie, so viel Wesens macht; da sie doch, "wie gesagt, nur in einer kleinen Quart bestehet; "die so viel hundertmal mit Worten zum Singen, "ganz unverdienter Weise, ja, so viel tausendmal "mit Veränderungen zum Spielen, wieder alle "Geschmacksregeln, versehen worden: sollte man "wohl glauben, daß es noch Leute gäbe, die daß "Ding für inimitable hielten, nämlich, daß es "nicht nachgeahmet werden könne, ohne in eben "dasselbe Wesen zu verfallen? Absonderlich ver-"meynen diese abgeschmackte Kunstrichter, unver-"gleichliche Klangfüße, oder einen vortreflichen "rhythmum darinn zu finden. Ja, wenn es die "Virtuosen am kleinen Flusse Zorge versuchen "wollten, es würde ganz was anders herauskom-"men, als eine kleine Quartmelodie. Hinter dem

"Ver-

"Berge wohnen auch Leute, und zwar keine Quart-"
"leute.

§. 25. "Weiter erkennt die neue musikalische "Logik für recht und billig, daß wer etwa obbe-"sagtermaßen eine Fuge über ein Stücklein zwey-"hundertjähriger Kirchenlieder macht, auch an dem "Mangel solcher halbguten Melodien schuldig, "und kurzum eben deswegen keiner von den grö-"ßesten Tonkünstlern seyn soll. Hier ist der He-"ler so gut, als der Stehler, w. z. b. w. Wie "wollte auch einer, aus dem ersten Absatze des al-"ten Adventliedes: Nun komm, der Heiden "Heiland rc. oder aus dem Gesange: Dies sind "die heiligen zehn Gebot rc. die wahre Tonart "erkennen? Und wenn er gar zwey solcher Glie-"der aus dem Choral: Ach Gott und Herr rc. "zusammen nähme, wollen wir doch durchaus "nicht zugeben, daß es ihm damit gelinge. Wir "getrauen uns wohl, mit einem solchen schmack-"losen Menschen fertig zu werden. Die Ursa-"che ist, wie oben gesagt, daß dieser Sätze Um-"fang nur die Größe einer Quart hat. Was "wollen sie doch dagegen einwenden? —— Der-"gleichen trift man auch an in den Melodien: "Ein Kindelein so löbelich rc. Eine feste "Burg ist unser Gott rc. Erhalt uns, Herr, "bey deinem Wort rc. wo der Bezirk des er-"sten Absatzes so enge ist, daß er nur eine kleine "Quart ausmacht. Das ist ja recht ärgerlich.

§. 26. "Hieher gehören noch die Anfangsno-
"ten der Kirchenlieder: Es ist das Heil uns
"kommen her ꝛc. Es ist gewißlich an der
"Zeit ꝛc. Es woll uns Gott genädig seyn ꝛc.
"Gott sey gelobet und gebenedeyet ꝛc. Herr
"Christ, der einge Gottes Sohn ꝛc. Herr
"Jesu Christ, meins Lebenslicht ꝛc. Herr
"Jesu Christ, ich weiß gar wohl ꝛc. Hört
"auf mit Trauren ꝛc. Nun laßt uns Gott
"dem Herrn ꝛc. Singen wir aus Herzens-
"grund ꝛc. Wacht auf ihr Christen alle ꝛc.
"Christus, der uns selig macht ꝛc. Wend
"ab deinen Zorn ꝛc. Wenn wir in höchsten
"Nöthen ꝛc. Nun laßt uns den Leib be-
"graben ꝛc. für welche sich ein galanter Com-
"ponist allerdings zu hüten hat, daß er ja keine
"Fugen daraus mache: denn es sind nur halb-
"gute Melodien, wobey er unmöglich einer von
"den größesten Tonkünstlern bleiben kann; wenn
"er es sonst auch lange schon gewesen wäre. Wie es
"Krieger, Kuhnau, Händel und Walther
"verantworten wollen, daß sie bisweilen solche
"seltsame Fugenthemata unbesonnener Weise ge-
"braucht haben, die sich nicht nur mit einer Quart,
"sondern wohl gar mit einer bloßen Terz, zum
"Sprengel begnügen, dazu mögen sie sehen. Die
"Beyspiele davon stehen leider! im vollkomme-
"nen Capellmeister S. 431. 440. 444 und an-
"derswo offenbar zu Buche.

§. 27. "Es mag auch nicht helfen, wenn schon
"vor-

"vorgegeben wird, man suche dergleichen dürre "Fugensätze, die an sich selbst ganz armselig und "unfruchtbar aussehen, eben mit großem Fleiße, "zu sonderbaren Kunstübungen hervor; um nur "dabey, mittelst Formirung des rechten Wieder= "schlags, Anbringung unvermutheter Eintritte "und verdeckter Gegenwart des Thematis in den "Mittelstimmen, so dann in gescheuter Abwech= "selung und völliger Ausführung solcher wenigen "unbeträchtlichen Noten seine Geschicklichkeit und "Stärke in der Harmonie desto besser an den Tag "zu legen: denn, was soll das heissen? wir verste= "hen es gar nicht. Die Sache kömmt uns ganz "spanisch vor; fast eben so, als wenn jemand aus "dem kurzen laconischen Evangelio des ersten "Jenners (zu welcher Zeit doch die asiatischen "Neujahrswünsche wohl das Beste thun müssen) "eine recht weitläuffige, ordentliche Predigt zu "Wege bringen wollte. Unser einer nähme zehn= "mal lieber die ganze Passion, aus allen vier Ev= "angelisten auf einmal, zum Text: das würde "sich sehr wohl mit dem Societätsgeschmack "reimen.

§. 28. Die Wahrheit zu sagen: Aristoxenus kann nicht umhin, zur Beförderung des guten, geläuterten Geschmacks, obige, triftige Gründe und vortrefliche Lehren höchstens zu bewundern; und zwar um desto mehr, weil unter andern ein geringes Abendlied zu solchen hohen Gedanken Anlaß gegeben hat. Man preiset sie demnach

allen auf das nachdrücklichste an, die in der geistlichen und Choralmusik vor aller Welt etwas voraus haben wollen, daß ihnen nicht leicht jemand nachthun wird. In diesem Vorsatz bestärket mich ungemein ein neulich aus Frankreich zurückgekehrter, deutscher Calcant, welcher seine Reise nach Paris eigentlich darum gethan hat, daß er schmackhafte Gasconaden lernen, und seine Orgeltritte nach der neuesten Mode abrichten mögte. Derselbe hat mir für die gewisse Wahrheit gesagt, die unten am Rande befindliche Worte * hiessen in unsrer Muttersprache also: Derjenige kann keiner von den größesten Tonkünstlern seyn, der nur seine Melodie oder sein Fugenthema aus Terzen und Quarten zusammen setzet: denn, ob solche Sprengel gleich hinlänglich wären, nach allen natürlichen und geprüften Regeln, so wollen wir doch die Septimen und Quinten dazu allein privilegiren. *Car, tel est notre plaisir!* Die letzten französischen Worte wollte mir der neidische Bälgentreter nicht verdeutschen, unter dem Vorwande, sie litten es, als Kunstwörter, gar nicht. So viel von Grundsätzen! Sie sind recht tüchtig und auf die Dauer.

IV.

* C' est un merite que de faire un chant uni, composé de tierces et de quartes, sans b mol, ni diesis, quand cela suffit. *Histoire de la Musique*, Tome IV. pag. 116.

IV.

§. 29. Solls der Schaubühne gelten, so ist es gut, wenn der Componist weder dem Joche der Dichtkunst unterworfen, noch den verlegenen Lastern ergeben ist, daß er den Verstand der Worte, die gesungen werden sollen, mühselig herausklaubet. Es ist lauter Grillenfängerey und gar nicht mehr Mode, lange Sylben von den kurzen so genau zu unterscheiden, als ob es Rosinen wären. Wo solches geschiehet, da fällt es dem Gehör verdrießlich, und hat gar keinen Reitz.

§. 30. Denn, was kann wohl abgeschmackteres zur Regel gesetzet werden, als dieses: "Nichts "ist unordentlicher und unnatürlicher, als wenn "ein Componist wieder das poetische Sylbenmaß "und wieder die allgemeine Aussprache, oder wie- "der den natürlichen Accent der Worte (Wörter) "gestolpert hat. Auch der Einfältigste wird die- "se Fehler bemerken, und vor allen andern am er- "sten entdecken." Possen! der Geschmack erfordert das lautere Gegenspiel. Was ordentlich und natürlich ist, scheinet ihm albern und gemein zu seyn.

§. 31. Wird z. E. die mittelste Sylbe in fedeltà und die letzte in tutta langgesetzet; da sie doch von den Dichtern beyde für kurz gehalten, und auch von jedermann so ausgesprochen werden, indem der Accent des ersten Worts auf die letzte, des andern aber auf die erste Sylbe lieget: so

darf man nur die zahmen Ohren etwas weiter und wilder anfthun, um einen schmackhaften Unterschied zwischen Singen und Reden zu machen; alsdenn wirds ganz fremd herauskommen, und dem eingeführten neuen Gebrauch (welchen man aus Spott einen Schlentrian nennet) im geringsten nicht zu wiederlaufen.

§. 32. Eben dieselbe Beschaffenheit hat es auch mit den Wörtern: dì pur. Wenn jemand sagen wollte, sie wären zwar, als einsylbige, sonst gleichgültig am Maße; hier aber sollten sie, wegen des Reimgebändes, einen Jambum machen, und litten also Unrecht, dafern einer die erste Sylbe lang, und die andre in seinen Noten kurz setzen, folglich einen Trochäum daraus machen würde: so ist doch die Sache nicht werth, daß man eine Untersuchung darüber anstelle, vielweniger darauf antworte. Das pur mag lang oder kurz seyn, laßt uns dasselbe, allen Haarklaubern zu Trotz! sechsmal erheben. Ich sage sechsmal; und das ist schier zu wenig. Pur ist ja ein schönes cardinalmäßiges Wörtlein, wenns verdoppelt wird.

§. 33. Ferner, in den Wörtern: ch' io merito, darf sich niemand daran kehren, daß die erste Sylbe in merito, wenn es, nach der Redensart in Klipschulen, primam personam Indicativi ausdrücket, wie hier zu sehen, auf der Poeten Willen und Befehl allerdings lang seyn soll; und daß es hergegen bey diesen Leuten ein

an=

anders ist mit der tertia persona Praeteriti definiti: *egli meritò*, da die letzte Sylbe vel quasi für lang, und die beyden Vorhergehenden für kurz gehalten werden. Man bedenke doch die unnöthigen Schwierigkeiten; stelle sich, als wüste man sie nicht; überlasse sie den Donatknaben, und gehe nur getrost von ihnen ab: so äussert sich ein ganz fremder Geschmack. Jene Vorschreiber sind den Calendermachern gleich: wenn sie vom guten Wetter prophezeyen, ist es gemeiniglich böse. Man darf es aber nur umkehren, so trifts richtig ein; wie der Regen am 17 Hornung dieses Jahrs, da es knackend fror.

§. 34. Was ist leichter zu entschuldigen, als wenn jemand in diesen Worten: **Rasende Rache, den Frevler ertödten!** die vier Sylben: sen, che, ler, ten accentuirt, einfolglich lang machet? Denn was thut ein Mensch nicht in der Raserey? Er bekümmert sich wohl viel um die Sylbenmaße, um die natürliche und allgemeine Aussprache; sie mag so große Noth leiden, als sie immer will. Der Componist verlangt vielmehr was ungemeines und unnatürliches dadurch auszudrucken. Zwar auch der einfältigste Zuhörer kann solche prosodische Fehler leicht bemerken, und vor allen andern am ersten entdecken; aber er sieht nicht auf den Geschmack, was will er denn? Seine Kunst ist eine schlechte Pöbelkunst. Wir haben eine andre Erfahrung, die ist der unstreitige Probierstein.

§. 35. Wenn der rhetorische Wortverstand in einer Arie was trotzendes und aufforderndes darleget, so muß der alamodische Componist solches unangenehme Wesen ja nicht beobachten; sondern lieber einen etwas kläglichen Gesang darüber anstellen. Der Wohlstand erfordert dieses, und in demselben herrschet der rechte Geschmack ungemein stark. Wir lernen solches von den geschliffenen Mahlern, die ihre Gesichter doch für wohlgetroffen halten; ob sie gleich nicht alle Flecken, Warzen, Muttermähler und Narben ausdrücken.

§. 36. Ist der Capellmeister ein starker Clavierschläger, welches selten eintrifft, so bezeuge er gar keine Achtung für die Eigenschaften der Geigen oder Flöten in seinen Sätzen; ist er aber selbst ein Künstler auf der Violine, so gebe er dem Clavicymbel lieber nichts, oder nur etwas mit dreyen Fingern zu thun, und glaube dabey ganz festiglich, es lasse sich schon sehr gut nach dem täglichen Gebrauch componiren, wenn einer auch seine Hand niemals auf ein Clavier gesetzet hätte. Man sehe die welschen Accompagneurs nur an, und mache es ihnen nach. Das hat den rechten Geschmack; ob gleich die groben Deutschen ein solches Generalbaßspielen nur das lahme Kleppeln der Italiener nennen.

§. 37. Ehe der Poet die Oper dem Componisten einhändiget, muß dieser jenem vorschreiben, was für Reimgebäude er gerne haben will, und

wie

wie viel Zeilen die Arien lang seyn sollen: mit Bitte, daß doch die Verse von einer leserlichen Hand abgeschrieben, und die Puncte, Commata, Fragzeichen ꝛc. wohl in Acht genommen werden mögen; ob er gleich hernach, bey dem Setzen, weder eine noch andre Unterscheidungsstriche im geringsten beobachten darf. Der Dichter wird nur dadurch zu glauben überredet, daß der Capellmeister die Grammatik versteht. Hat sich wohl!

§. 38. Denn was besagte Einschnitte der Rede betrifft, davon die Beschauungslehrer sagen wollen: Man müsse sie auf das genaueste in Melodien bemerken; so ist es eine Thorheit, und ein solches Gebot, welches mit Lust am meisten dadurch gebrochen wird, daß sich in den Noten Einschnitte finden lassen, welche in den Wörtern gar nicht sind, noch jemals haben seyn sollen. Z. E. amante tuo costante (*comma*) il cor mai non sarà. Da sollte mancher Splitterrichter meynen, der Einschnitt stünde in der Melodie am unrechten Orte. Aber, weit gefehlt! wenn es ein Sänger auch zweymal hinter einander, vorgeschriebenermaßen, also hören läßt, und dabey, so zu reden, doppelt undeutlich wird, ist es doch im Grunde recht und gut. Warum? Es wird ja nur eine einzige Achtelplause dazu gebraucht, die wenig machen kann, und es kömmt völlig mit dem Geschmack überein, von welchem niemand abgehen darf, der Beyfall verlanget.

§. 39.

§. 39. Was ist abgeschmackter, sagt ein auferstandener Alypius, als wenn Zeilen und Worte von einander getrennet sind, die doch eigentlich zusammen gehören, und wenn folglich der Verstand dadurch falsch und undeutlich wird? &c. Aber man mögte ihn lieber fragen: Herr Notendoctor, nehmt ihr auch selbst die Pillen ein, die ihr euren Patienten anpreiset? Oder aber so: Was ist abgeschmackter, als eine Regel wieder den guten Geschmack hinschreiben?

§. 40. Bey den Worten: tu sei (*comma*) spietato, ingrato, mögte wohl mancher Mückenseiger denken, was soll zwischen sei und spietato der ungebetene Einschnitt in der Melodie bedeuten, da ja keiner in der Poesie befindlich ist? Antwort: Dieser kleine Einschnitt zerreisst zwar den Verstand; aber daran ist nichts gelegen: er ist dem Geschmack, um dieses Risses willen, eben desto angenehmer. Gleichwie ein zertheilter Braten, da der Saft herausläuft.

§. 41. Eben solche Bewandniß hat es auch mit folgenden: non hò (*comma*) per te pietà; e sò (*comma*) e sò ben io perche (*comma*) perche non ha mai fè; e che farà vendetta (*comma*) della mia crudeltà. Da sind sie ins Gevierte anzutreffen, und der Tausendste weiß nicht, wie zärtlich dergleichen Unterbrechungen der Stimme herauskommen. Wenn man solche Licenzen nicht eher einführen wollte, als bis die Poeten Ur-

sache

sache dazu gäben, o! so müßte ein schmackhafter Setzer wohl lange genug warten. Wir nehmen es ihnen, den Dichtern, den Worten, ja, dem Verstande selbst über dem Kopf weg, so bald es uns nur ankömmt: denn die Welt soll wissen, daß ein Notencomma mit den grammatikalischen Einschnitten gar keine Gemeinschaft haben darf. Ursache: Musik ist keine Sprachlehre. Diese Bewegungsgründe halten Stich.

§. 42. Dì ancor, sprich noch ferner! Das sind zwar ein Paar Wörter, die sich in gemeiner Rede nicht leicht trennen lassen; aber in einer ungemeinen Arie kann mans mit gutem gusto wohl zweymahl thun. Gleicher Art ist auch dieses: Vado costante a morte, ich gehe standhaft in den Tod. Wer nun ein enges Schulgewissen, oder einen altfränkischen, verdorbenen Geschmack hätte, würde sich wohl mehr, als einmal bedenken, gleich nach dem ersten Worte, vado, ein melodisches Comma anzubringen; aber das hiesse ganz von den itzigen Gebräuchen abgehen. Man erwege nur, wie schön das klingen müsse: Va-a a-a-do (Pause): denn dadurch wird der Zuhörer in eine solche angenehme Ungewißheit gesetzt, daß er Wunder denkt, was kommen soll, und wohin doch der Gang eigentlich gerichtet seyn werde? Das erweckt seine Begierde auf eine belustigende Art. Gelt! dergleichen Auflösung und galante Entdeckung hätte sich der beste, critische Spielmann schwerlich träumen lassen. Noch mehr!

mehr! Wenn man das vado fünfmal von den übrigen Wörtern abreisset, so hat es noch fünfmal bessre Art. Vive le bon gout! Die Probe liegt am Tage: und nun siehet man ihren Grund alhier, der sonst unbekannt war.

§. 43. Ist es nicht eine sonderliche Gabe, daß diejenigen vom Kunstgeschmack oft am niedlichsten urtheilen, die bisweilen vom Mundgeschmack das wenigste erfahren, und weder zu beissen noch zu brechen haben? So wunderlich werden Ehre und Belohnungen ausgetheilet!

§. 44. Hieher gehöret auch jener schöne Satz: ahi! che negar pietade (Einschnitt in den Noten) a chi la chiede, è troppo crudeltà. Denn, man siehet leicht, daß die Wemuth den Sänger gleichsam ganz übernimmt, und ihn, wieder seinen Vorsatz, zur Unterbrechung des Gesanges zwinget. Also kann wohl nichts alberners erdacht werden, als die Vorschrift: **Man muß keine Wörter von einander reissen, die nicht nach dem ganzen Inhalt diese Absonderung vertragen.** Das Gegenspiel ist nicht nur sehr bekannt und gebräuchlich, sondern es ist sogar auch sehr beliebt. Was will man mehr?

§. 45. Alle Arien müssen nothwendig, wenn sie recht schmecken sollen, mit Instrumenten gesetzet werden. Man muß auch alle Cantaten mit Arien anfangen und schliessen. Es hindert nichts,

wenn

wenn schon eine jede Part mit Noten von einerley Geltung einhergehet; obs Achtel, Sechszehntel oder dreygeschwänzte sind, das gilt uns gleich viel. Denn man muß, um sich je länger je mehr nach dem galanten Geschmack, nach dem herrlichen, vorzüglichen und herrschenden Geschmack zu richten, vielmehr auf den Lerm, und auf ein großes Geräusch, als auf eine liebliche Harmonie bedacht seyn: welche letztere vornehmlich in der ausgesuchten, verschiedenen Notengeltung, in schweren Bindungen und unvermutheten Lösungen, nämlich in lauter gezwungenen, wiederwärtigen Dingen bestehet. Wer wollte sich denn selbst so binden? Um aber dergleichen mühsame Zusammenstimmung desto besser zu vermeiden, soll sich ein heutiger Componist keiner andern Rückung bedienen, als etwa der gewöhnlichen Quart und Terz bey den förmlichen Cadenzen: und wenn er auch meynet, hierinn der alten Weise noch zu viel nachzugeben, darf er nur die Arien mit allen Instrumenten und Bässen im bloßen Einklange glücklich schliessen lassen.

§. 46. Zu merken ist ferner, daß die Arien, vom Anfange bis zu Ende der Oper, immer eine um die andre 1) hurtig, und 2) beweglich seyn, auch damit beständig abwechseln müssen; ohne auf die Worte, Tonarten und Vorstellungen zu sehen. Denn unsre heutige Abwechselungen sind ganz anders beschaffen, als der Väter ihre. Wohl zu verstehen: wenn die eine Arie lustig gewesen ist, so muß die folgende unumgänglich traurig ausfallen;

wenn sie auch gleich eine muthige, muntere Leidenschaft in den Worten, jene aber eine betrübte enthielte. Das gehet uns nicht an. Wir spielen mit Klängen, nicht mit Wörtern. Solches kann aus dem Grundsatze des Wiederspruchs gnugsam erkläret und erwiesen werden, so, daß niemand was darauf zu sagen hat.

§. 47. Nicht nur die wesentlichen Nennwörter, als da sind: **Natur, Reich, Sand, Schönheit, Odem, Herz** rc. sondern auch die beyständigen Vor- und Zuwörter, ja, nein, ohne, schon, mein, dein, zumal wenn sie italienisch sind, und ein o oder a haben, wie no, già, und dergleichen, soll man billig mit den schönsten, längsten Sylbendehnungen von der Welt belegen. So viel als einer will, nach der Apothekerkunst quantum sat est. Ich habe es selbst, zu meiner innigsten Freude, auf dem Wörtlein tuo versucht, und in einer recht schmackhaften Arie zween ziemliche Schnörkel mit gutem Glück dabey angebracht; welches mir so leicht keiner nachthun wird, er sey so herzhaft, als er wolle. Aber, wie den Zuhörern dieser Versuch gefallen hat, ach! das ist weder zu sagen, noch zu beschreiben.

§. 48. **Daß man also kein Wort, durch die Sylbendehnung,** Va a a a a a ter, Schö ö ö ö nheit, Schrö ö ö ö ö ö ter, He e e e e rz, rc. verlängern soll, wenn es keine gewisse **Handlung, keine Gemüthsbewegung und Leidenschaft, oder auch keine besondere Wirkung der Natur**

tur

tur anzeiget, ist eine lächerliche Meynung, eine unnöthige Enthaltung. Die Welschen bleiben bey solchen Nebenwörtern oft mit den auserlesensten Sylbendehnungen häufig bestehen; ungeachtet deren Beschaffenheit vielmal dem Inhalt des ganzen Satzes zuwieder seyn kann. Und es thut ihnen kein Mensch etwas darum: denn sie haben Recht, daß sie nichtsgeltende Wörter geltend machen. Diejenigen Deutschen handeln klug, die es den Italienern hierinn nachthun, und sich an kein Verbot kehren. Welch Gericht, welche Obrigkeit wird sich über diese grammatikalische Spitzfündigkeiten bekümmern? Was gewönne auch einer damit, wenn er wieder den Strom schwümme? Nichts!

§. 49. Weiter heißt es, mit gleichem Unfug: **Man soll sich hüten, daß man nicht die Sylben, die ein i oder u enthalten, ausdehne.** Oben ist schon ein rühmliches und wohlgerathenes Beyspiel mit dem edlen, vorzüglichen tuo wieder diese unnütze Vorsicht gegeben worden. Mit dem werthen mio will ich es nächstens auch versuchen, und zu meiner Rechtfertigung so sagen und fragen: Das meum und tuum machen in der Welt die meisten Händel; wie sollten sie denn allein in der Musik nichts zu bedeuten haben?

§. 50. **Selbst das e, (schreibt man unbedachtsamer Weise) wenn es zu lang gedehnet wird, fällt etwas unangenehm zu hören.** Alles falsch! es läuft gerade wieder den heutigen Geschmack.

Denn was hindert uns, das Zeitwort conse e e e e e eruami, die selbstständigen Nennwörter: affe e e e e e e e etto, dispre e e e e e e ezzi, mit herrlichen, springenden Colaraturen zu versehen? Und wer hat im Deutschen was darauf zu sagen, wenn etwa ein Paar niedliche Schnörkel auf die Zuwörter zä å å å å rtlich, bestä å å å å ndig angebracht werden? Das Hüpfen reimt sich ja sehr wohl zur Zärtlichkeit: denn diese ist eine Bewegung; so wie das Laufen sich zur Beständigkeit vortrefflich schickt; zumal wenn man ohne Aufhören fortrennet. Daran geschiehet unser Wille und Wohlgefallen, die gehen vor allen.

§. 51. Damit gleichwol niemand denke, wir neuere, galantere Componisten wüßten von den vermeynten Grundregeln einiger Sonderlinge nicht viel, und hielten uns bloß am itzigen löblichen, sogenannten Schlentrian; als geben wir jedermann hiemit das Gegentheil öffentlich zu erkennen, weil uns die irrige Meynung gar nicht unbekannt ist: daß man kein Wort wiederholen soll, welches nicht im Lesen des ganzen Satzes einen besondern Nachdruck hat. Ingleichen dieses: daß eine Stelle nicht so oft unmittelbar, und auf das höheste nur zweymal hinter einander wiederholet werden müsse.

§. 52. Aber, aber, große Leute fehlen auch; und zwar, ihrens Bedünkens, mit guter Art. Man betrachte nur, ob folgende Wiederholungen, da die Worte selbst kaum einer zweyfachen Anhörung werth

werth sind, nicht allerliebst in die Ohren fallen? Denn das ist keine Kunst, wenn einer singt: Ich will die Krone zu nicht, zu nicht, zu nicht machen! oder: Das Schwert, das Schwert ist gezückt! * So stehets, auch ohne Noten, zu Buche, und ich habe mir die unten angebrachte lateinische Brocken aus Kirchmanni Rhetorica dazu sammlen lassen; ob ichs gleich für eine Ehre halte, sie nicht zu verstehen. Nur das ist eben die rechte Kunst der feinern Geschmacksverwandten, daß sie auch aus nichtsbedeutenden und des geringsten Nachdrucks unfähigen Wörtern etwas vielbedeutendes und nachdrückliches in den Noten, durch öftere Wiederholungen, machen und herausbringen können. Das werden andre wohl bleiben lassen, die sich an den Donat binden. Hört an!

§. 53. Dì pur, ch'io son ingrata, ch'io merito quell'ire; dì pur, ch'io son spietata, *dì pur, ch'io son spietata*; mà tutta fedeltà, *mà tutta fedeltà a a a a a a tutta fedeltà. Dì pur, ch'io son ingrata, ch'io merito quell'ire; dì pur, ch'io son spietata, dì pur ch'io son spietata; mà tutta fedeltà, tutta fedeltà.* Noch lange nicht genug. Weiter: D*ì pur, ch'io son ingrata, di pur, ch'io son spietata; mà tutta*

* Hesek. XXI, 27. 28. Est Epizeuxis, et tunc repetitio habet emphasin. Vtimur hac figura dictionis, maioris vehementiae, amplificationis et certitutidinis gratia, vt 1) in increpationibus et 2) significatione bonae conscientiae.

tutta fedeltà; ma tutta fedeltà. Nun zum viertenmal: *Dì pur, ch'io son ingrata, dì pur, ch'io son spietata; mà tutta fedeltà, tutta fedeltà.*

§. 54. Das heißt, den ersten Theil einer Arie rechtschaffen ausgearbeitet haben. Der andre mag sehen, wie er fährt; daran liegt nichts: er ist wenigstens nicht nur an sich selbst dreymal so kurz; sondern wird dadurch immer verächtlicher und geringer, daß der erste Theil, mit dem Da Capo noch einmal, in voriger Gestalt, und also die künstliche Hauptwiederholungen, mit ihren Ritornellgen, ganzer achtmal die Ohren ergetzet und erfreuet: Nebenwiederholungen ungerechnet. Seht! so muß man die Theile unterscheiden, und ihren Verhalt, nach heutigem, lieblichen Geschmack, beurtheilen.

§. 55. Es kommen zwar die Wiederholungen nicht alle unmittelbar auf einander vor; doch die meisten. Und was wäre auch daran gelegen? Ueber tausend Jahr ist es schon her, sagen die Zeitregistrirer, daß der Gebrauch gewesen, gewisse Wörter öfters im Singen, als im Reden, zu wiederholen. Solches wird aus dem Concerte der Debora und des Baracks, Soprano e Basso con Stromenti, mit folgenden Sätzen, bewiesen: "Ich will, dem Herrn will ich singen, dem Herrn, dem Gott Israel, will ich "spielen. Es gebrach, an Bauren gebrachs. "Wohlauf, wohlauf, Debora, wohlauf,

wohl-

"wohlauf! Bis daß ich, Debora, aufkam, "bis ich aufkam; daß sie nicht kamen dem "Herrn zu Hülf, zu Hülf dem Herrn ꝛc." *

§. 56. In so weit haben sie nun Recht, daß ein anders ist Singen, ein anders Reden. Dasselbige behaupten wir ebenfals auf das strengeste. Darinn aber sind wir mit ihnen gar nicht einig, daß die Wiederholung nur auf das höheste zweymal geschehen soll: denn hier findet man das Wort wohlauf gar viermal, obgleich nicht unmittelbar. Das kann nichts machen.

§. 57. Wenn auch gleich ein andrer Componist den ersten Theil obiger Arie auf 124, den letzten aber auf 40 Täcte brächte, und darinn einen guten Verhalt 1 - 3 suchen wollte; so sind und bleiben sie doch, nach unserm Ausspruch, von gleicher Größe, so, wie eine zusammengesetzte Octave immer eine Octave ist, und fallen eben deswegen dem freyen Gehör verdrießlich. Es soll und muß so seyn, aus demjenigen zureichenden Grunde, aus welchem ehemals das kayserliche Schisma weiblichen Geschlechts war. Und ob es schon, der Vernunft nach, besser schiene, wenn der letzte Theil einer Arie wenigstens halb so lang wäre, als der erste, indem ja dieser doppelt gehöret wird, und also viermal die Ausdehnung des andern bekommt; so ist doch wieder den eingeführten Gebrauch nichts auszurichten; sondern es muß bey der Ordnung fest und unverrückt bleiben, daß ein großmächtiger Kopf und

* Iudic. V. 3. 7. 12. 23. 27. 29.

langer Schwanz mit einem kleinen Leibe fein zwergmäßig erscheine.

§. 58. Man sagt zwar, Horaz * mißbillige einen Menschenkopf auf einem Pferdehalse; aber er verwirft doch damit nicht den ansehnlichen Pferdekopf und prächtigen Schweif an einem menschlichen Leibe. Ich habe es nur vom Hörsagen, oder etwa, wo mir recht ist, aus dem Stundenrufer, als aus der andern Hand: denn unser einer bekümmert sich gar nicht um dergleichen Kleinigkeiten, Bagatellen sollt ich sagen.

§. 59. Noch ein anderer Einwurf wird uns exempelsweise gemacht, von einer ungeheuren Vorrede, und einem kleinem Buche. Aber das gehört gar nicht hieher. Wenn die Leute Griechisch verstünden, wollte ich es ein *Heterogenium* nennen. Denn das Wort soll so rar seyn, als ein Nasenhorn.

§. 60. Noch eins, von eben derselben Wiederholungsgattung, zu desto stärkerm Beweise des fremden Geschmacks in Repetirung ganzer Zeilen, deren Wortverstand solche von selbsten niemals erfordert: daß es also, wenn mans ohne Nachdenken betrachtet, unrecht zu seyn und wieder die Natur zu laufen scheinet. Wir kehren uns aber nichts daran, und heissen folgende deutsche Wieder=

* Der Kerl muß einen sehr schlechten Geschmack gehabt haben, das kann ein jeder leicht aus' seinem braunen Kohl und steinernen Tellern abnehmen. Ausser der Knabenliebe, fand sich wenig gutes an diesem verlaufenen Obersten: wie mir von einem Conrector für gewisse Wahrheit berichtet worden.

derholung eben so wohl gut, als jene welsche; nur eine einzige Stelle ausgenommen, die etwas weniges nach dem alten Schroot und Korn schmecket. Seht da!

§. 61. Soll ich ein Herz beständig lieben, so muß es rein und zärtlich seyn. Soll ich ein Herz beständig lieben, so muß es rein und zärtlich seyn. Rein und zärtlich. (Da ist der alte Pedant.) So muß es rein und zärtlich seyn. Soll ich ein Herz beständig lieben, so muß es rein und zärtlich seyn. Rein und zärtlich. (Wenn diese abgenutzte Analysis noch ein paarmal vorkäme, würde sie mehr Neuigkeit gewinnen, und uns angenehm werden.) So muß es rein und zärtlich seyn. Soll ich ein Herz beständig lieben, so muß es rein und zärtlich seyn.

§. 62. Ich glaube wohl, es sey dergleichen Zeug verdrießlich zu lesen. Aber im Singen ist es anders beschaffen. Hierinn ist nichts zu viel wiederholet. Donius und andre verjahrte Krauter mögen wieder herhören. Wir kennen die Kerls nicht, als nur dem Namen nach; und kaum. Ein wohlgebildeter Verstand und zärtliches Ohr, das nicht so gar eng, sondern fein geraumig ist, haben beyde ihre völligersättigende Lust an dergleichen Wiederholungen: jener, durch die feste Einprägung ins Gedächtniß; dieses durch die gänzliche Anfüllung des leeren Raumes. Ein anderer wird mir das Ding schwerlich so auslegen. Inzwischen ist es doch mit dem letzten Theil erwehnter deutschen Arie

eben so cavallierisch bestellet, als mit der obigen welschen: und zwar alles aus angeführten, triftigen, unumstößlichen Gründen. W. z. e. w.

§. 63. Man soll auch keine Sylben ausdehnen, die nach dem poetischen Sylbenmaße kurz sind. So lautet es in der Compositionsfibel. Aber die Italiener und ihre verwelschten Nachahmer lassen sich diesen und dergleichen Schulumstand wenig oder nichts anfechten. Einbildungskraft, Feuer und schmackhaftes Gutdünken sind ihre Anführer: und wenn sie Fehler darüber begehen, geschiehet es doch auf eine wohlanständige Weise; welches besser ist, als deren Vermeidung mit Zwang und Mißfallen. Abermal eine nette Geschmacksregel!

§. 64. Ein Hauptverbot aber, bey heutiger alamodischer Setzkunst, ist dieses. Merkt auf! Man muß sich so viel als möglich von derjenigen alten Schreibart entfernen, bey welcher keine Passagien oder Sylbendehnungen vorgenommen werden durften, als nur auf solche Wörter, die eine Leidenschaft, oder eine Bewegung in sich hielten. Z. E. Tormento, Plage; Affanno, Herzleid; Canto, Gesang, ꝛc. Man kehre es um, und nehme dazu die wehrten Adverbia, da wird was rechtes herauskommen, und das Ding ganz anders klingen. Wir haben es sehr oft versucht, und bey dem größesten Haufen allemal bewährt gefunden. Es gefällt schon, ehe es schmeckt.

§. 65. Im Recitativ mache man nur alles nach

seinem

seinem eigenen Kopfe. Je toller, je besser, wie die chinesische Mahlerey: denn, die hat deswegen doch ihre ausnehmende Schönheit, an den herrlichsten Farben und feinesten Zügen; obgleich bisweilen ein Haus in der Luft schwebet, und ein Fluß über den Thurn hinfliesset, oder ein Kahn auf dürrem Sande daher seegelt.

§. 66. Der Baß zum Recitativ bewege sich alle Augenblick: damit der Zuhörer, durch das lange Harren, nicht ungedultig werde. Seht! Unsre Sätze und Regeln müssen immer eine gute Ursache haben. Was soll das heissen, wenn das Clavier etwa um den dritten oder vierten Tact einmal anschlägt? Man vergisset ja, daß es gesungen und gespielet seyn soll; und meynet, es werde bloß geredet.

§. 67. Vor allen kleinen Arien müssen fein lange Vorspiele hergehen, mit Violinen die Menge, doch in lauter Einklängen, die aus Sechszehntheilen oder gar dreygestrichenen Noten bestehen. Diese Vorspiele, halbsachte herausgebracht, werden dadurch etwas neues bekommen, und nicht so verdrießlich fallen, als sonst. Doch hat man sich wohl vorzusehen, daß die Melodien, welche auf dergleichen gekräuselte Vorspiele folgen, nicht die geringste Gemeinschaft mit ihnen haben: denn das wäre gar zu gezwungen, und stünde der stetigen Abwechselung im Wege.

§. 68. Die Arietten selbst können darauf ganz ohne Baß hergesungen werden: das bringt Aufmerksamkeit und Contrast zu Wege. Damit aber

der

der Sänger, oder die Sängerinn, nicht aus dem Tone komme, ist es sehr gut, daß die Geigen im Einklange mit der Stimme fortgehen, und die Melodie redlich begleiten. Doch vergönnet man auch in solchem Falle, daß sich dann und wann auf dem Clavier oder auf der Violine, eine Baßnote dabey hören lasse, als wollten sie sagen: Noch sind wir zugegen. Alles nach eigenem Belieben. Es lebe die Freyheit!

§. 69. Mit Duetten, Terzetten oder Chören, absonderlich in **Oratorien**, * gebe sich der heutige

* Folgende Anmerkung rühret von meinem Copisten her, der ein rechter pedantischer Klauber ist, und dem ich doch die Einschaltung nicht habe versagen mögen; ob ich mich gleich um den Inhalt wenig bekümmere, er schicke sich, oder nicht.
"Es mag das Wort Oratorio an sich selbst immerhin mehr vom Beten, als vom Reden oder "Unterreden, herstammen; so geschiehet doch das "Beten selbst nicht ohne Reden: es mag und muß "freylich ein geistliches Oratorio in gottseligen Gedanken bestehen, und man kann nichts bessers da"zu erkiesen, als die biblischen Sätze; dennoch wer"den ja dadurch die Unterredungen oder Gespräche "so wenig von solcher oratorischen Schreibart aus"geschlossen, daß vielmehr, wie die Erfahrung be"zeuget, ihre Hauptform darinn bestehet. Wenn "gemeine Wörter zu Kunstwörtern werden, bekom"men sie eine ganz andere Bedeutung: und den Künst"lern, absonderlich den guten welschen Tonmeistern, "muß man diesen Falls in ihrer Kunst Glauben zustel"len. Bey denselben heisset es nun, wird auch in "der That und Wahrheit erwiesen, daß ein Kirchen"oratorio allemal eine geistliche Geschicht oder ein der-

ge Geschmackscomponist so wenig ab, als nur möglich ist. Er trachte vielmehr emsiglich darnach, daß

"dergleichen Gedicht zum Grunde legen müsse, darinn verschiedene mit einander sprechende Personen, "wie bey einer dramatischen Handlung, eingeführet werden; solchergestalt, daß ein Oratorio Sacro "(diesen Unterschied machen sie, und mit ihnen der "berühmte Heinichen pag. 937. seiner Anweisung) "nichts anders sey, als ein geistliches Singespiel, "nur ohne eigentliche Auftritte, ohne Action, theatralische Kleider, Scenen rc. Man muß demnach die von unsern deutschen Vorfahren übel "nachgeahmte alte Art der Oratorien von der neuern merklich unterscheiden; sodann dabey erwegen, "daß es auch weltliche Oratorien giebt, die ihren "Namen gewiß nicht vom Beten haben, und deren "ehmals am kayserlichen Hofe von dem gründlichen "Fux nicht wenig per Camera aufgeführet worden "sind. In tausend italienischen und lateinischen "Oratorien von den gescheutesten Verfassern, sie "mögen so andächtig seyn, als sie wollen, findet "man immer Unterredungen; gar selten aber "etwas, das einem förmlichen Gebete ähnlich "wäre: unr die Leidensgeschichte ausgenommen. "Z. E. Abimelech, seiner Mutter Brüder, die "Männer zu Sichem, Jotham, Gaal, Sebul rc. "würden, auch ohne Gebet, ein schönes politisches "Oratorio abgeben; und doch aus der heil. Schrift "genommen seyn. Also hat denominatio a potiori "hier füglich Statt. Siehe den vollk. Capellmeister S. 79. 121. u. folg.

Wegen dieser Oratorien stünde noch S. 27. §. 53. 54. und S. 107. §. 204. zu erinnern, daß man solche bis diese Stunde in keiner hiesigen Hauptkirche, vielweniger daselbst eine singende Frauensperson dulden will; nur im Waisenhause, im Zuchthause, und

daß sie ganz und gar, aus den Kirchen so wohl, als aus den Opern, abgeschaffet werden. Und ob es gleich, in Ansehung der erstern, etwas hart halten mögte, so wird sichs doch mit der Zeit wohl geben.

§. 70. Uebrigens mag einer es in der galanten Setzart vielen zuvor thun, wenn er sich nur befleißiget, solche Sachen zu verfertigen, dazu keine sonderliche Arbeit erfordert wird, und welche dabey voller Freyheiten stecken: um eben dadurch seine Quintendreistigkeit desto mehr zu beweisen, und den Zuhörern ein rührendes Vergnügen zu erwecken, deren Geschmack und ganzes Wesen in der That so beschaffen ist, daß sie insgemein den größesten Gefallen an unrichtigen Gängen tragen; weil sie, eines Theils, nichts ordentliches gewohnet sind, und, andern Theils, das Gehör durch dergleichen Anstößigkeiten tüchtig angegriffen wird. Das haben sie gern.

§. 71. Die Singstücke müssen aus einerley Stoff zusammen gesetzet werden, nämlich aus langen Schnörkeln, aus hinkenden Rückungen, aus vielen halben, geviertheilten und fricaßirten Graden,

und auf dem Pesthofe ist das erste; in der heil. Geistkirche aber beydes vergönnet: mit ordentlicher Anzeige in den gedruckten Zeitungen. Ob nun diese vier Wohnungen der göttlichen Ehre ein Auswurf, oder von den übrigen in der Reinigkeit und Heiligkeit, nach Stuffen, etwas schlechter sind, kann man so genau nicht wissen: die große Marienkirche in Lübeck wäre sonst, wegen ihrer schönen Abendmusiken, mit unsern kleinen allenfalls in gleicher Versäumniß, u. s. w.

den, aus wohl gezerrten Sylben und häufigen Wiederholungen nichtsbedeutender Wörter: Ja, ja, ja; nein, nein, nein ꝛc. *perche? perche? e so, e so etc.* Es soll deswegen der moderne Setzer allemahl ein richtiges Verzeichniß oder Register oberwehnter Umstände vor Augen haben, damit er deren keine auslasse; sondern sie in jeder Arie fleißig und oft anbringe, um dadurch eine gewisse Art der Abwechselung, die aus der Mode ist, zu verhüten.

§. 72. Hat er im Recitativ mit einer weichen Tonart geschlossen, so verstehet sich von selbsten, daß er gleich darauf eine Arie anheben müsse, welche drey oder vier Kreutze, und deren vornehmstes bey der Terz erfordert. Hernach nehme er ganz unvermuthet den folgenden Recitativ mit vielen vorgezeichneten b b b zur Hand, und setze ja eins zur Terz hin. Das wird fremd und neu klingen. Der pedantische Zusammenhang nutzet uns nichts; die Trennung frappirt viel besser.

§. 73. Was aber den Verstand in der Arie betrift, so muß derselbe sich ebenfalls, aus obigem Grunde, theilen und trennen lassen. Darinn bestehet eine sonderliche Uebereinstimmung. Der Sänger bringe nur die erste Helfte des Zusammenhanges (ob sie gleich noch nicht den geringsten Begrif giebt) mit unaufhörlichen Wiederholungen vor. Darauf denn ein weitläufiges und sprudelndes Ritornell mit Violinen und Braccien, mit Oboen und Bassons, auch nach Gelegenheit mit Waldhörnern, Trompeten und Paucken, wenn

der

der Text es, mit seiner Zärtlichkeit, erfordert, fein lange folgen kann; ehe noch das übrige des Vortrages vernommen wird, woraus man den Wortverstand zu schöpfen meynet. Wer nicht warten will, mag Urlaub haben. Dazu brauchen wir diesen vortreflichen Reim:

Monsieur, er kann nur gehn, wenn ihm die Zeit
Zu lang wird allbereit. *

§. 74. So lange die Geigen, ohne Clavier, das Bassetgen spielen, schadet es keinesweges, wenn gleich die Singestimmen viel tiefer gehen, und allerhand Dißonantzen machen. Das kan am füglichsten bey Alt- Tenor- und Baßarien versucht werden: und es ist gewiß was recht sonderliches, nach heutigem Geschmack. O! der Tausende merkt es kaum, wie das Ding eigentlich zugehet, wenn es so seltsam lautet, daß die Quinten zu Quarten werden, und umgekehrt.

§. 75. Ein solcher Modencapellmeister thut ferner wohl daran, daß er einige Singarien im Alt oder halben Discant setzet, dabey die Bässe eben dieselbe Noten, eine Octave tiefer, und alle Violinen rc. solche eine Octave höher spielen. Allein er muß die Partitur völlig hinschreiben, daß es aussehe, als ob er mit dreyen Stimmen gearbeitet hätte; unerachtet das Ding im Grunde nur einstimmig ist, und durch die höhern und tiefern Octaven bloß verstärket wird. Nichts kann galanter

* Aus der Opera, Adam und Eva, wo es ein Teufel zum andern sagt.

lanter seyn. Man thuts auch wohl mit Flöten: und es klingt recht wehmüthig und demüthig.

§. 76. Wer den Schein haben will, als ob er mit vier Stimmen was mache, der muß unumgänglich zwo derselben im Unisono, oder in Octaven, einhergehen lassen; doch mit Noten verschiedener Gattung. Das ist: Wenn die eine Stimme Viertel oder Achtel hätte, so würde es nöthig seyn, daß die andre dagegen eine Verdoppelung anstellte, und zwey bis drey geschwänzte Noten daraus machte; doch eben dieselben Gänge und Klänge beobachtete. Solche Werke sind auf die Dauer, und wiederstehen allen Schulfehlern, wie das China Chinä den Fiebern.

§. 77. Setzt er einen Baß von lauter Achteln, so nenne er denselben einen chromatischen Baß; obgleich dieser Ausdruck bey den Alten ganz was anders, ja, ich weiß selbst nicht was? bedeutet hat. Wir dürfen nur sagen: es gehe dem Worte, Chroma, eben wie den Gülden, die gelten nicht allenthalben gleich viel.

§. 78. Dem klugen Pöbel des neuen Geschmacks kann man auch keinen grössern Dienst thun, als mit solchen Arietten, dabey die Saiten zum Accompagnement geknippen werden, oder deren Begleitung aus Sordinen, und mit Bley oder Schnuptüchern gedämpften Werkzeugen, aus Liebesschalmeyen, steinern Geigen u. d. g. bestehet.

§. 79. Arien mit einem bloßen obligaten Baß sind aus unsrer Geschmacksschule verbannt,

mehr, als Brunnemann und Carpzov aus den neuern gerichtlichen Bittschriften. Sie sind lange aus der Mode. Und in der dazu erforderten Zeit kann man wohl ein ganz Dutzend Arien mit Instrumenten setzen. Es muß immer gefiedelt seyn. Das ist der rechte schmackhafte Kern. Einige Singarien müssen auch im Styl des Spielbasses gesetzt werden; ob sie gleich für Aelte oder Discänte dienen sollten.

§. 80. Die Symphonie endlich muß kurzum was französisches haben, es koste auch was es wolle; und die Ouvertür hergegen was welsches, in großer Tonart, mit einem prestissimo geschwänzter Noten. Auf die französisch eingerichtete Symphonie soll billig, wie gebräuchlich, ein piano aus eben demselben Ton folgen; doch mit der kleinen Terz: und den Schluß macht ein Minuetto, eine Gavotta oder Gigha, wiederum in großer Tonart. Bey der welschen Ouverture aber meide man alle Fugen, Bindungen und sogenannte Subjecten. Wer wollte sich auch heutiges Tages um seine Freyheit bringen und subject machen? Alte Grillen sinds, von denen der itzige Gebrauch je länger je mehr abgehen muß. Das laßt euch einmal für allemal gesagt seyn!

§. 81. So viel diesesmal vom eigentlichen Kunstgeschicke. Ferner folgen noch etliche wenige, doch schätzbare Nebenumstände und persönliche Preiswürdigkeiten zum Beschlusse.

V.

§. 82. Ehe nun ein Componist, von unserm Schlage, das ist zu sagen, nach heutiger schmackhafter und unbeschränkter Art, die Hand an sein Werk leget, es sey eine Oper oder was anders, so besuche er zuvörderst und vornehmlich die Sängerinnen und Virtuosen, mit dem gehorsamsten Erbieten, daß er ihnen nach ihrem Geschmack mit Arien ohne Baß, mit Furlanen, Rigaudons, polnischen Näsen rc. alles mit Instrumenten völlig begleitet, und im reichen Einklange dahergehend, von Herzen gerne dienen wolle. Hat er nur ihren guten Willen, absonderlich den Beyfall der Damen, glücklich gewonnen, so darf er ferner für nichts mehr sorgen.

§. 83. Er sehe sich aber doch wohl vor, daß er ja die Worte der Oper, oder des Kirchentextes nicht ganz durchlese; sonst mögte er sich bald verirren und verliehren: denn das kann bey uns so leicht geschehen, als man eine Hand umwendet. Vielmehr componire er alles gerade von der Faust weg, Zeile vor Zeile: das muß gut von statten gehen. Insonderheit lasse er sich die Arien, wenn sie ihm hier oder dort nicht passen, alsofort verwechseln und umtauschen; denn es thut der Sache eigentlich nichts, vornehmlich nach diesem zureichenden Grunde: wenn einer sich solcher Erfindungen bedienen will, die schon bey ihm, oder bey andern, vor einigen Jahren jung geworden sind. Wo sich nun der neuen Arien Worte nicht glücklich unter die alten schicken wollten, (welches ge-

meiniglich der Henker gemacht hat) so plage man nur den Dichter so lange und so oft, bis er deswegen ein völliges Genüge leistet.

§. 84. So bald ein Auftritt im Singspiele, oder ein Absatz in Cantaten ꝛc. mit Noten versorget worden, muß ihn die Gemahlinn, oder die Geliebte des Componisten, dafern sie eine Virtuosinn ist, vor allen andern hören und beurtheilen. Sonst kann auch wohl, in Ermangelung jener, der Diener oder Abschreiber seinen Beyfall dazu geben: welchen er selten versagen wird; obgleich noch so viel Ursache dazu vorhanden wäre. Er vergesse aber ja bey Leibe seines berühmten Namens nicht; sondern schreibe denselben über jede Cantate und Arie, sie sey so klein, als sie wolle, also: da me, N. N. Riecht ihr was? Es kömmt von mir.

§. 85. Den Preis der Arbeit muß der angehende Maestro nicht zu hoch ansetzen; sondern sich mit wenigem vergnügen. Ja, mancher, wenn er nur das Glück hätte, sein Machwerk aufgeführet zu sehen, thäte sie wohl gar umsonst: wie jenes freygebiges Bäuerlein, das in der Beicht, nach Anleitung des dahingehörigen Büchleins, gefraget wurde: Was er denn mit seinen Sünden verdienet hätte? und zur Antwort gab: O Heere! dar verlang ick nicks nich för.

§. 86. Allen Virtuosen, absonderlich den Castraten, muß ein solcher Musikmeister die Oberstelle und rechte Hand einräumen. Warum das?

Darum

Darum: es stehet zu bedenken, daß gleichwohl der geringste unter ihnen auf dem Theatro wenigstens einen Generalen, einen königlichen Amtmann, wo nicht gar einen Fürsten und Kaiser vorstellet.

§. 87. Ist er von Abkunft ein Deutscher, und seine Frau Mutter hätte etwa die Ehre gehabt, mit ihm auf der Reise in irgend einem welschen Dörflein, unweit Rom, niederzukommen, so muß er sich alsobald einen Römer schreiben, des deutschen Namens müssig gehen, und denselben, er heisse nun Schneider, Schmidt, Fischer, Fleischer, rc. sorgfältig ins toscanische übersetzen, oder wenigstens eine italienische Endigung daran heften. Sonst schmeckt er uns nicht.

§. 88. Im Concert hat der Virtuose sich vor allen Dingen wohl zu brüsten, und in seinen schönen Kleidern zu spiegeln. Und wenns gleich etlichemal falsch klingt, das schadt nichts. Desto mehr bravo! bravo! geschrien; den Tact mit dem Zeigefinger nur getrost, obgleich unrichtig, fortgeführet; tüchtig gekräuselt und gemeckert: was gilts? jedermann wird die Ohren spitzen. * Das ist genug, wenn wirs dahin bringen können. Ich erinnere mich einer Sängerinn, die sich bey einem dissonirenden Satze (sie verstunds aber nicht) umdrehete,

* Et certain Fat, yvre de sa parure,
En se mirant, chevrotoit, fredonnoit;
Et de l'index battant faux la mesure,
Crioit *bravo*, lorsque l'on detonnoit. *Voltaire.*

drehete, und sagte: Das klingt verteufelt! künstlich, wollte sie sprechen; indem ja der Teufel ein Tausendkünstler ist.

§. 89. A propos vom Tact: denselben muß der schmackhafte Director, nach dem Willen der Sänger und Sängerinnen, bald geschwinde, bald langsam schlagen, und sich nicht daran kehren, ob es recht, oder unrecht sey? Denn des Operncomponistens Ruhm, Ansehen und Nutz stehet in den Händen der Operisten: wie es mancher, der es nicht glaubte, mit Schimpf und Schaden erfahren hat. Deswegen muß man ihnen nachgeben; wenn gleich alle Arien in Recitative, alles mol in dur, ihnen zu gefallen, umgekehrt, verwechselt und verändert werden sollte.

§. 90. Wenn der Compositore etwa eine Sängerinn unterrichtet, so lasse er sie gar nicht auf eine deutliche Aussprache sehen; sondern bringe ihr nur viel gebrochenes und buntes Notenwerk auf jedem Worte bey: damit kein Mensch verstehe, was sie singe oder haben wolle. Es kömmt darauf nicht an. Die ganze Geschmackssache beruhet auf die Führung des Klanges, und auf die gekünstelte Melodie; welche desto mehr Aufmerksamkeit erwecken wird, wenn ihr die Worte nicht hinderlich fallen; wie es nur gar zu oft geschiehet.

§. 91. Sollte eine oder andre Arie bey der Probe den Sängern oder Gönnern nicht gefallen, so

darf

darf der Capellprätendent nur zu verstehen geben: man müsse das Ding auf der Schaubühne, mit gehörigen Kleidern, Lampen, Lichtern, Trabanten, Gefolge, Begleitung des ganzen Corpi und Einstimmung des völligbesetzten Orchesters hören; so werde es schon anders herauskommen. Item es hilft.

§. 92. Die vornehmste Sängerinn, oder der vornehmste Sänger, muß die besten Arien allein haben; mit den andern hats nicht viel zu bedeuten. Eben das wird auch in geistlichen Oratorien zu beobachten seyn. Und wenn etwa das Stück oder die Opern zu lang gerathen seyn mögten, ist es doch nicht erlaubt, eine einzige Arie, oder nur die zwischenspielende Ritornellen, abzukürzen; wohl aber ganze Auftritte und Absätze aus der Composition wegzulassen, ob sie gleich zum Wesen der Handlung nothwendig gehörten.

§. 93. Sollten die andern Vocalisten sich beschweren, daß die vornehmsten alle besten Sätze hätten; so kann, ihnen zum Troste, der neumodische Capellmeister mit vielfältigen Schnörkeln, Zusätzen, Männgen und so genannten Passi di buon gusto in den kahlesten Melodien einen merklichen Vorzug verschaffen. Das muß er wohl verstehen, und in Acht nehmen.

§. 94. Es wird endlich ein solcher neufränkischer Componist sich mit besonderer Geschicklichkeit gewisser alter Melodien zu bedienen wissen, die in andern Ländern verfertiget worden; und doch, ob er gleich der Verfasser nicht ist, zu seiner Absicht

das

das ihrige getreulich beytragen können. Kömmt schon einer aus Hamburg nach Venedig, und von dannen wieder zurück, der da merket, wo die Erfindung zu Hause gehöret; so macht doch eine einzige solche Schwalbe noch keinen Sommer. Und wer kehrt sich an das alte Scheltwort, welches aus dem garstigen Horaz genommen seyn soll?

Nachahmer, gib dir keine Müh,
Du bist und bleibst ein knechtischs Vieh. *

§. 95. Ja, sprechen die Splitterrichter, wenns noch beym Nachahmen bliebe; aber von Note zu Note —— Als ob jemand die Noten allein gepachtet hätte! Es stehet was darum zu lachen.

§. 96. Von Poeten, Sängern und Sängerinnen, Pächtern, Unternehmern und Vorstehern der Opern ꝛc. von Instrumentspielern, Zusagern, Abschreibern, theatralischen Sachverwaltern, Verfechtern u. s. w. ein andermal. Indessen bleibt es dabey:

Sapere est principium et fons.

---

* O imitatores, seruum pecus. *Horat.*

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mattheson, Johann,

Die neueste Untersuchung der Singspiele nebst beygefügter musikalischen Geschmacksprobe

Hamburg 1744

Mus.th. 2238
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10599053-1
VD18 14565870-001